

Irina Alter

Macht. Reform. Kunst. Die Kaiserliche Akademie der Künste in St. Petersburg

Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2015. 315 S., 44 Abb. = Das östliche Europa. Kunst- und Kulturgeschichte, 1. ISBN: 978-3-412-22290-1.

Die Kunstakademien gehörten zu den wichtigsten Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen in den europäischen Kunstbetrieben und haben über viele Jahrhunderte sowohl die Kunstproduktion als auch die Kunstwahrnehmung und deren Rezeption beeinflusst und geprägt. Über die Gründung dieser Institutionen haben die offiziellen staatlichen Verwaltungsinstitutionen Einfluss auf den Kunstbetrieb zu nehmen versucht, um von dessen Stärken zu profitieren und ihn in ihre Machtkalkulationen miteinzuspannen. Allein diese Tatsache begründet die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit deren Geschichte und Funktionsmodalitäten, dennoch gehörten die Kunstakademien nicht zu den bevorzugten Untersuchungsgegenständen. Geschuldet war diese Tatsache sicherlich auch dem Mangel an angemessenen methodischen Ansätzen. Die klassischen kunsthistorischen Zugänge eigneten sich hierzu nicht unmittelbar. Mit ihrem Buch, dass aus ihrer Dissertation an der Ludwig-Maximilian-Universität München (2015) hervorging, legte Irina Alter eine profunde Studie über eine scheinbar weniger bekannte Kunstakademie vor, die Kaiserliche Akademie der Künste in St. Petersburg. Ziel war es, eine historische Analyse einer Kulturinstitution und ihrer Protagonisten zu unternehmen und sie ins Licht der Entwicklungen des Kunstbetriebes in Europa zu stellen. Hierfür rückte die Kunsthistorikerin von den klassischen Methoden ihrer Disziplin generell ab; zurecht entschied sie sich für den Ansatz der Kulturtransferforschung mit einer differenzierten Untersuchung von Selektions-, Vermittlungs- und Rezeptionsprozessen (S. 36), um die Genese, Funktion und Aufgaben der St. Petersburger Akademie herauszuarbeiten. Die Autorin zeichnet das Porträt einer Institution, die sich zwar in die Reihe vergleichbarer Akademien der Frühen Neuzeit, vor allem in Frankreich, Italien und Deutschland, einordnen lässt. Allerdings verliehen die spezifischen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Russland – hier ist vor allem an den uneingeschränkten Absolutismus zum Zeitpunkt der Akademiegründung zu denken, der einen besonders starken Einfluss der staatlichen Verwaltung auf die Kunstinstitution bedeutete, – dieser Akademie zugleich eine Sonderstellung in der Akademien-Landschaft Europas.

Im ersten Kapitel macht die Autorin den Leser mit der Forschungsgeschichte und dem Forschungsstand zu ihrem Thema vertraut und gibt einen Überblick über die Quellenlage, wobei sie sowohl die westliche als auch insbesondere die russische Fachliteratur berücksichtigt. Auch wenn die St. Petersburger Akademie von der Geschichtswissenschaft bisher weitgehend vernachlässigt wurde, so blickt die Erforschung der Geschichte der Akademien der Bildenden Künste im westlichen Europa auf eine lange

Tradition zurück: Nikolaus Pevsner und Ekkehard Mai, um nur zwei prominente Namen zu nennen, legten Standardwerke zu den wichtigsten europäischen Akademien vor – der Royal Academy of Arts in London, der Académie des Beaux-Arts in Paris und der Akademie der Bildenden Künste in München.

Im zweiten Kapitel, in dem die Autorin das Verhältnis der Institution zum Zarenhof ausführlich beleuchtet, verdeutlicht sie, dass die St. Petersburger Akademie vor allem dem Zweck staatlicher Repräsentation dienen sollte (S. 50). Die Auswertung der Quellen, vor allem in russischer Sprache, und der Blick sowohl auf die in jener Zeit an der Akademie wirkenden Persönlichkeiten als auch auf die in dieser Phase entstandenen Kunstwerke ergaben, dass die Schlachten- und die Porträtmalerei zu den besonders geförderten Darstellungsformen gehörten, waren sie doch jene Bildgattungen, die besonders dazu geeignet waren, die Monarchie in einem herausgehobenen, positiven Licht erscheinen zu lassen. Ob Bourbonen, Habsburger, Wittelsbacher oder Tudors – alle europäischen Herrscher nutzten diese sich ihnen durch die Kunst bietenden Möglichkeiten. Der Zar lud daher auch ausländische Künstler – wie den Engländer George Dewe oder den Franzosen Horace Vernet – dazu ein, im Dienste der Akademie für den Hof zu arbeiten. Ausgehend von der starken Bindung der Akademie an den russischen Zarenhof zieht die Autorin Rückschlüsse auf die Repräsentationsbestrebungen des Zaren in der Öffentlichkeit.

Die im Rahmen der Künftlerausbildung an der Akademie geförderte Kunst ist als die „offizielle“ zu betrachten (S. 11), konstatiert die Autorin. Das Streben der Künstler nach Emanzipation von diesem Kanon, das im Laufe des 19. Jahrhunderts in ganz Europa und nicht nur in Russland zu beobachten ist und in letzter Konsequenz zur Entstehung der Avantgarde führte, dient Irina Alter als Orientierungspunkt, um einerseits den Unabhängigkeitstendenzen besonders unter den russischen Künstlern nachzugehen und gleichzeitig andererseits deren Stellung in der Gesellschaft zu ergründen. Denn trotz der Einflussnahme der staatlichen Organe und des Zarenhofes auf die Akademie bot diese Institution den Künstlern die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs und der gesellschaftlichen Anerkennung. Diese gegenläufigen Tendenzen resultierten in der Reform der Akademie der Künste 1893/1894, in deren Zuge die Akademie versuchte, sich vom Einfluss der staatlichen Verwaltungsinstitutionen zu emanzipieren.

Schließlich wird auch der Ausstellungsbetrieb zum wichtigen Untersuchungsgegenstand der Studie. Dabei geht es vor allem um die Analyse der Art und Weise, wie die „offizielle“ Kunst präsentiert wurde, denn sowohl der Kunstbegriff als auch der Kunstgeschmack ließen sich weniger durch theoretische Schriften und Manifeste als vielmehr mittels öffentlicher Präsentationen verändern. Es verwundert daher nicht, dass sich die Gegner des „offiziellen“ Kunstkanons, allen voran die Verfechter des freien Kunstbetriebes durch die Gründung der Genossenschaft für Wanderausstellungen und deren Ausstellungsbetrieb gegen den akademischen Monopolanspruch erhoben. Da die Genossenschaft nicht der öffentlichen Repräsentation verpflichtet war, sondern den

persönlichen Geschmack des Publikums mitgestalten und dem Künstler mehr Gestaltungsfreiheit bieten sollte, waren hier nicht die Schlachten- und Historienmalerei die dominierenden Malgattungen, sondern die Porträt- und Genremalerei (S. 232). Der Wettbewerb mit der Akademie wurde allerdings mit der Aufnahme der Genossenschaft in die Akademie und der faktischen Erhebung der ästhetischen Vorstellungen der Genossenschaft zum „offiziellen“ Geschmack beigelegt (S. 236). Angesichts der avantgardistischen Kunstentwicklung in Europa am Ende des 19. Jahrhunderts erschien eine Institution wie die Akademie der Bildenden Künste als obsolet; sie galt zunehmend als starr und veraltet, ihr Kunstbegriff als dogmatisch. Als Reaktion darauf entstand um den Kunstkritiker Sergej Djagilev die Künstlergruppe *Mir iskusstva* (Welt der Kunst), die mit der Eröffnung der ersten Ausstellung 1898 der modernen Avantgarde den Weg in Russland ebnete. Während an der ersten Ausstellung ausschließlich russische Künstler teilnahmen, stand die zweite im Jahr darauf bereits im Zeichen der Internationalität und zeigte unter anderem Werke von Arnold Böcklin, Claude Monet, Edgar Degas und Max Liebermann. Die Künstlergruppe stand sowohl in Konkurrenz als auch im Dialog mit der Akademie. Wie die Autorin herausgearbeitet hat, dienten Konkurrenz und Dialog, in die auch der Zarenhof und deren Vertreter mit eingebunden waren, der Stärkung der gesellschaftlichen Präsenz aller Beteiligten. Dies änderte aber nichts an der Krise der Akademie und der dogmatischen Kanonisierung von Kunst Ende des 19. Jahrhunderts. Leider geht die Autorin auf die Frage nach dem Verhältnis der Akademie zum Modernismus nur sehr kurz in einem abschließenden Kapitel ein.

Einen weiteren Aspekt im internationalen Ausstellungsbetrieb bildete der Prozess der Nationalisierung der Kunst. Die internationalen Ausstellungen, an denen russische Künstler teilnahmen, sollten dazu beitragen, ein Verständnis der Spezifik des Nationalen zu schaffen und dieses zu vertiefen. So sollten die russischen Künstler unter dem Einfluss staatlicher Verwaltungsgremien international Interesse für Russland wecken und eine bestimmte Vorstellung vom Land vermitteln, so dass im Umkehrschluss die auf den Ausstellungen außerhalb Russlands gezeigten Bilder russischer Künstler von den Ausstellungsbesuchern als spezifisch russisch betrachtet werden sollten (S. 248–250). Der Frage nach der Wahrnehmung der Bilder russischer Künstler im Ausland widmet sich die Autorin erst zum Schluss. Das Interesse an den Werken russischer Maler wird nicht mit einem Interesse an den Werken um ihrer selbst Willen begründet, sondern auf die verstärkte Rezeption der literarischen Werke von Lev Tolstoj und Fedor Dostoevskij zurückgeführt. Die Rezeption der russischen Literatur außerhalb Russlands weckte dann auch das Interesse an den Bildschöpfungen russischer Maler: Man glaubte nun auch in den Bildern der russischen Maler die in der Literatur postulierte „rätselhafte russische Seele“ zu finden (S. 257).

Irina Alters Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte der Kunstakademien in Europa gelungen. Mit Blick auf die Bedeutung der russischen Avantgarde für die Entwicklung der modernen Kunst sind die von der Autorin gewonnenen

Erkenntnisse über die Verflechtungen der Kaiserliche Kunstakademie mit den Akademien des übrigen Europa wichtig für das Verständnis des russischen Kunstbetriebes seit der Frühaufklärung. Besonders in Russland, wo bis 1861 an dem rückständigen System der Leibeigenschaft festgehalten wurde, war die Kaiserliche Kunstakademie mit ihrem Blick auf Europa, mit ihren Verbindungen zu Europa und als Institution, die in der Tradition der europäischen Akademien entstand, von großer Bedeutung für die künstlerische, gesellschaftliche und politische Entwicklung Russlands, auch wenn sie zunächst unter dem starken Einfluss des Staates und in dessen Diensten stand, eine „offizielle“ Kunst propagierte und einen kanonisierten Kunstgeschmack zu prägen versuchte. Angesichts der modernen Strömungen im übrigen Europa provozierte die St. Petersburger Akademie die Gründung freier Künstlervereinigungen wie die erwähnte Künstlergruppe *Mir iskusstva* um Djagilev. Einige Aspekte wie die Bedeutung und Charakteristik der Schlachtenmalerei als staatliche Repräsentationskunst werden durch konkrete Beispiele aus der Kunstgeschichte im Detail beleuchtet. Und durch ikonographische Exkurse bei der Analyse ausländischer Künstler in Russland bietet die Autorin einen erweiterten Blick auf die Kunstentwicklung im westlichen Europa und untermauert ihren theoretischen Ansatz des Kulturtransfers.

ISABELLA WOLDT

London

Irina Astashkevich

Gendered Violence. Jewish Women in the Pogroms of 1917 to 1921

Brighton, MA: Academic Studies Press, 2018. XXI, 147 S. = Jews of Russia and Eastern Europe and Their Legacy. ISBN: 978-1-61811-999-5.

Sexualisierte Gewalt ist ein in Vergangenheit und Gegenwart präsent Thema. Die Historikerin Irina Astashkevich untersucht in ihrer Monographie *Gendered Violence. Jewish Women in the Pogroms of 1917 to 1921* interethnische Gewalt auf dem Gebiet der heutigen Ukraine zur Zeit des ukrainischen Unabhängigkeits- und Bürgerkrieges. Die Folgejahre des Ersten Weltkriegs und der Russischen Revolution waren besonders von gewalttätigen Exzessen geprägt. Während ukrainische Nationalisten, Bolschewiki und die zarentreue Weiße Armee um die Kontrolle des Gebiets kämpften, wurde insbesondere die jüdische Bevölkerung Opfer der Gewalt. Der Unabhängigkeits- und Bürgerkrieg kostete über 10 000 jüdischen Zivilisten das Leben und wurde von zahlreichen Vorfällen antijüdischer Ausschreitungen begleitet. Astashkevich fügt den bereits bestehenden Forschungen zur Geschichte des Antisemitismus während des ukrainischen

Unabhängigkeits- und Bürgerkrieges mit ihrer Untersuchung über geschlechtsspezifische Gewalt gegen jüdische Frauen einen neuen inhaltlichen Aspekt hinzu. Ihre Untersuchung basiert unter anderem auf Berichten Überlebender und theoretischen Überlegungen über den Völkermordcharakter von Massenvergewaltigungen, die sich gegen eine spezifische Bevölkerungsgruppe richteten.

Die Monographie besteht aus sechs Kapiteln. Kapitel 1 enthält einen Überblick über den ukrainischen Unabhängigkeits- und Bürgerkrieg sowie eine ausführliche Beschreibung der Hauptakteure. Kapitel 2 konzentriert sich auf die Pogrome und insbesondere deren Brutalität. Dem massenhaften Mord an Juden der Ukraine gingen fast immer sadistische Misshandlungen durch die Täter voraus. Nach den Pogromen veröffentlichte Berichte und die Aussagen Überlebender betonten immer wieder, dass die Täter Juden nicht nur getötet und deren Eigentum geraubt oder zerstört haben, sondern dass sie ihre Opfer auf grausamste Weise ermordeten. Die Autorin argumentiert, durch die öffentlichen Massenvergewaltigungen habe die sexualisierte, genozidale Gewalt als eine Art „Regulierungskraft“ (S. 52) wirken sollen. Dies geht auf die Foucault'sche Theorie zurück, der zufolge eine öffentliche Erniedrigung auf entmenslichende Art und Weise stattfindet, um eine Botschaft bezüglich der nun herrschenden Machtverhältnisse zu übermitteln. Die Angriffe der bewaffneten Männer gegen die jüdische Gemeinde können Astashkevich zufolge zwei Pogromwellen zugeordnet werden, einer in der ersten Hälfte des Jahres 1919 und einer in der zweiten Hälfte desselben Jahres. Die erste ging größtenteils auf die ukrainische Nationalarmee und lokale Banden, also „Einheimische“, zurück, die zweite hauptsächlich auf die Weißen Armee und die Kosaken, demnach also auf „Auswärtige“. Obwohl beide Pogromwellen hinsichtlich der sexuellen Übergriffe auf Jüdinnen zu identischen Resultaten führten, unterschieden sich die Motive der beiden Tätergruppen deutlich. Während die „einheimischen“ Täter vor allem von dem Bestreben getrieben wurden, sich jüdische Besitztümer und hier insbesondere den jüdischen Landbesitz durch die Ermordung der Eigentümer anzueignen, ließen sich die „auswärtigen“ Täter allen voran von antisemitischem Hass und sadistischer Unterhaltung leiten. Astashkevich belegt diese These mit Zeitzeugenaussagen aus dem Tcherikover-Archiv (New York) und stellt darüber hinaus fest, dass unabhängig von den Motiven der Täter die ukrainischen Juden zyklische Gewaltwellen erlebten, die für irreversible Schäden innerhalb der Gemeinde sorgten (S. 76).

Die Kapitel 3 bis 6 befassen sich mit den geschlechtsspezifischen Aspekten der Pogrome: mit den Vergewaltigungen als öffentliche Inszenierung und mit den geschlechterspezifischen Unterschieden sowohl bei der Beschreibung der Vergewaltigungen als auch bei der Aufarbeitung der aus diesen resultierenden Traumata. Um die Unterschiede zu verdeutlichen, werden die Ergebnisse in zwei Narrative aufgeteilt. Die Schilderungen der Vergewaltigungen im Unterkapitel über das weibliche Narrativ sind wenig detailreich. So beklagt beispielsweise das Opfer Ida Schwartz in ihrem nüchternen Bericht insbesondere den Verlust von 20 000 Rubel und erwähnt ihre vorausgegangene

Vergewaltigung nur beiläufig. Die Autorin vermutet, dass der Überlebensinstinkt der Frauen sie das Geschehene herunterspielen lässt. Die jüdischen Männer hingegen hatten es sich zum Ziel gesetzt, den Vergewaltigungen entgegenzuwirken. Dies verdeutlichen die Tagebucheinträge eines jüdischen Mannes, der von Zusammenkünften jüdischer Männer berichtet, die durch Nachrichten an die Weiße Armee klarstellen wollten, dass die jüdische Bevölkerung keine Sympathisanten der Bolschewiki seien und dadurch auf ein Ende der Gewaltexzesse hofften. In Astashkevichs Ausführungen kommt neben den Erfahrungsberichten der Zeitzeugen auch den bleibenden Traumata der Opfer eine zentrale Rolle zu. Deren Aufarbeitung wurde in zwei Stufen vorgenommen. Zuerst stand die Behandlung von physischen Schäden im Vordergrund wie zum Beispiel die Versorgung von Wunden, die Eindämmung übertragbarer Infektionskrankheiten oder der Abbruch von Schwangerschaften. Danach ging es in einer zweiten Stufe um die Verarbeitung der psychischen Folgen. Scham und Schweigen waren dabei die Hauptprobleme der jüdischen Überlebenden, weil „traditionelle Geschlechtscodes Wert auf unbefleckte weibliche Körper und männlichen Schutz“ legen (S. 80 f.). Dabei konterkarierten Massenvergewaltigungen diese soziale Ordnung, indem vergewaltigte Körper von Frauen „verschmutzt“ und die Männer, die diese nicht zu schützen vermochten, „entmannt“ wurden. Damit war die ganze Gemeinschaft von Scham betroffen. Schweigen und Distanzierung wurden die wichtigsten Instrumente, um mit diesem Trauma umzugehen. Die Auflösung der jüdischen Gemeinden in der Ukraine nach der Eingliederung in die Sowjetunion sowie der Wegzug der Provinzjuden nach Kiew oder ins Ausland verlängerte zudem das Schweigen über die Massenvergewaltigungen im Kontext der Pogrome.

Der größte Teil der Studie basiert auf den Inhalten des Tcherikover-Archivs am YIVO-Institut für jüdische Forschung in New York. Elias Tcherikover, ein ukrainischer Jude, kam nach dem Unabhängigkeits- und Bürgerkrieg in die Ukraine, sammelte Dokumente und Zeugnisse von Zeitzeugen über die Pogrome und brachte sie in die USA. Weitere Quellen, die Astashkevich nutzte, waren Lidija B. Miljakovas monumentale Dokumentensammlung *Kniga pogromov. Pogromy na Ukraine, v Belorussii i evropejskoj časti Rossii v period Graždanskoj vojny 1918–1922* (Moskva 2007), das (ebenfalls am YIVO-Institut in New York aufbewahrte) Poalei Zion-Archiv und das Staatsarchiv des Gebiets Kiew in der Ukraine.

Astashkevichs Buch ist flüssig geschrieben. Ihr Schreibstil ist literarisch-deskriptiv, und die Arbeit bietet trotz der schockierenden und quälenden Beschreibungen physischer Gewalt insbesondere gegen Frauen eine fesselnde Lektüre. Kritisch sei angemerkt, dass einige Textpassagen langatmig wirken und auch repetitiv, da die Autorin insbesondere in den Kapiteln 2 und 3 wiederholt auf historische Ereignisse eingeht, ohne jeweils neue Erkenntnisse oder tiefere Einblicke zu liefern.

Die zentrale These der Autorin, dass die Vergewaltigungen von Frauen ein charakteristisches Merkmal der Pogrome von 1917–1921 waren (S. 37), erscheint der

Rezensentin nicht nachvollziehbar – zumindest dann nicht, wenn damit eine „Besonderheit“ der Pogrome von 1917–1921 gemeint sein soll. Denn auch bei früheren Pogromen, beispielsweise 1904 und 1905, kam es zu Vergewaltigungen und Gewaltausschreitungen gegen jüdische Frauen.

Ungeachtet dieses Einwandes ist Irina Astashkevichs Monographie über geschlechtsspezifische Gewalt gegen jüdische Frauen auf dem Gebiet der Ukraine eine wichtige Studie zu einem sensiblen Thema, über das bislang nur wenig veröffentlicht wurde. Historische Arbeiten über die Pogrome in der Ukraine haben die Gewaltakte aus der Sicht der Opfer selten diskutiert. Häufig beschäftigt sich die Forschung mit den Gründen für die Angriffe, dem Täterprofil sowie regionalen Mustern und konzentriert sich auf die Frage, ob die Pogrome spontan oder auf Geheiß der Regierung erfolgten. Die Opfer bleiben somit marginalisiert und ihre Erfahrungen unerzählt im Archiv. Auch die Familie der Autorin zählt zu den Betroffenen dieser Gewaltwelle von 1917 bis 1921. Diese Familienerfahrung lieferte der Autorin den Anlass für die vorliegende Studie, die sich auf individuelle Schicksale und deren Bewältigung konzentriert und damit eine neue Perspektive auf die Pogrome bietet.

ANNIKA SCHMITZ

München

Robert Antonín

The Ideal Ruler in Medieval Bohemia

Transl. by Sean Mark Miller. Leiden, Boston, MA: Brill, 2017. XIII, 400 S., 71 Abb. = East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450, 44. ISBN: 978-90-04-27928-5.

Die Idee zu diesem Buch entwickelte der Verfasser, als er bei seiner Arbeit an der *Königsauer Chronik* des Peter von Zittau (im Buch nur *Zbraslavská kronika* genannt) an der Glaubwürdigkeit der Aussagen des Chronisten über den böhmischen Herrscher Wenzel II. zu zweifeln begann: Es drängte sich ihm der Eindruck auf, hier sei nicht eine reale Person beschrieben, sondern die Kunstfigur eines idealen Herrschers. Er änderte daraufhin die Perspektive seiner Quellenuntersuchung und fragte nach dem geistigen Horizont des Chronisten, gewissermaßen nach der hinter den Fakten verborgenen Geschichte, die den Erwartungen der Leser an die Darstellung eines „idealen Herrschers“ entsprechen musste.

Die Vorbilder dazu finden sich in der antiken Geschichte (z. B. in der Überlieferung über Alexander den Großen oder in Texten zum römischen Rechtsdenken), in der Bibel

(z. B. König Salomon), bei den Kirchenvätern (z. B. in Texten von Augustinus und Thomas von Aquin) und in der zeitgenössischen Literatur der Fürstenspiegel bis hin zur Autobiographie Karls IV. Die Spurensuche des Verfassers ergab ein aus bestimmten Topoi bestehendes Bild von „gerechter Herrschaft“, das nicht nur für die hier genauer untersuchten Herzöge und Könige in Böhmen, wo das Vorbild des Hl. Wenzels eine besondere Rolle spielte, Gültigkeit beanspruchen kann. Die ermittelten Topoi fügen sich zu einem Bild, in dem die Darstellung der Vergangenheit vieles über die Zukunftserwartungen aussagte, die mit den zentralen Begriffen *pax*, *ordo*, *iustitia* und *clementia* beschrieben werden können.

Die Leistung des Verfassers besteht darin, die „archäotypischen Kulturträger“ (S. XII) in den böhmischen Geschichtsquellen des 9. bis 14. Jahrhunderts – jeweils bezogen auf die Zeit ihrer Entstehung – zu untersuchen und im europäischen Kontext zu erörtern. Der „ideale Herrscher“ hat dabei verschiedene Erwartungen zu erfüllen – als „gerechter Herrscher“, als frommer, strafender oder mildtätiger König, als Friedensstifter. Die Untersuchung kulminiert und endet mit der Person Karls IV. und dessen *Moralitates* (S. 288 ff.). Dabei hat sich im Laufe der Zeit zum einen die Begründung der legitimen Herrschaft von einer rein sakralen hin zu einer in Ansätzen säkularen gewandelt, und zum anderen wurde die „Krone“ zum Abstraktum für das Königtum in Böhmen erhoben.

Die Betrachtung derselben Quellen unter jeweils verschiedenen Gesichtspunkten macht die Lektüre des Buches nicht leicht. Darüber hinaus sollten sich die Leser und Leserinnen in der Geschichte Böhmens bereits auskennen, um den Überblick über die „Hintergrundgeschichte“ zu behalten, deren Fakten als bekannt vorausgesetzt werden.

Die umfassende und gründliche Beschäftigung des Verfassers mit seinem Thema wird durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis belegt, das Werke der böhmisch-tschechischen Geschichtsforschung und die internationale Literatur bis etwa 2010 umfasst. Dies erklärt auch, warum die neue, von Josef Bujnoch und Stefan Albrecht vorgelegte Übersetzung der *Königsaler Chronik* ins Deutsche (Stefan Albrecht [Hrsg.]: *Die Königsaler Chronik*. Frankfurt/Main 2014. = Forschungen zur Geschichte und Kultur der böhmischen Länder, 2.) nicht berücksichtigt wurde.

Mit der Dichte der Darstellung kann sich der informierte Leser abfinden, jedoch sind die häufigen Druckfehler und Wortverdopplungen im Text ein Ärgernis. Diesen hätte zudem eine Streichung von Wiederholungen und allzu langatmigen Ausführungen verbessern können. Die vielen Abbildungen von Buchmalereien und materiellen Objekten sind dagegen positiv zu vermerken, dienen sie doch der Veranschaulichung des Textes.

MANFRED ALEXANDER
Köln

Elena V. Beljakova / Ljudmila V. Moškova / Tat'jana A. Oparina

Kormčaja kniga. Ot rukopisnoj tradicii k pečatnomu izdaniju

[*Kormčaja kniga* – von der handschriftlichen Überlieferung zur Druckausgabe]

Moskva, S.-Peterburg: IRI RAN, 2017. 495 S., 16 Abb., Tab. = Historia Russica. ISBN: 978-5-8055-0316-1.

This book is a crucial step on a very long and bumpy road. As the authors explain in their foreword, in Russia alone experts have been working on the complete recension of all the Slavic copies of the *Kormchaia (kniga)* (*The Rudder/Book of the Pilot/Helmsman's Book*) since 1829. The task is even more complicated if we take into account the Greek and Oriental Orthodox churches. Yet, a few years ago, Wilfried Hartmann and Kenneth Pennington edited a seminal volume: *The History of Byzantine and Eastern Canon Law to 1500* (Washington, D.C. 2012). But what exactly is the *Kormchaia kniga* and how does it fit in the Byzantine canonic tradition?

Elena V. Beliakova, who wrote most of the book, addresses this question in the chapter “Kormchie in Russian ecclesiastical tradition: peculiarities of their composition and dissemination of copies” (“Kormchie v russkoj cerkovnoj tradicii: osobennosti sostava i rasprostraneniia spiskov”). Taking a very pragmatic approach, she explains how different compilations of Greek canon law were translated into Old Church Slavonic and she traces copies of these translations in Russian libraries till the 17th century (pp. 37–91). She also studies the new redactions made in the 16th and early 17th centuries, while Ljudmila V. Moshkova looks at the 15th and 16th centuries.

The printed Slavonic editions appeared some time after the beginning of the Guttenberg revolution, as shown in Beliakova's chapter “Edition of the monuments of canon law in 16th–17th centuries and their use in Muscovite printed editions” (“Izdanie pamiatnikov kanonicheskogo prava v XVI–XVII vv. i ispol'zovanie kanonov v moskovskich pechatnykh izdaniach”). During this period, *Slavia orthodoxa* still functioned as a common intellectual and spiritual space, even if the import of printed books from abroad was at times prohibited in Muscovy (for example after the Time of Troubles, in 1613). The first Slavonic pseudo-Zonaras Canons of the Apostles was published in Bosnia-Herzegovina ca. 1524–1531 (p. 145). The Moscow Print Yard (*Pechatnyi dvor*) also used editions from Vilna, Kiev, Târgoviște, as well as Greek and Latin editions of the canons. The *editio princeps* of the *Kormchaia* in Moscow was printed in 1649–1653, just before the beginning of Russia's major religious crisis, known as the *Raskol*, or the schism of the Orthodox Church into an official church and the Old Believers. Five chapters are devoted to this edition, the origin and the redaction of each article, peculiarities of the different copies, and the reception of the book by the monk Euthymius of the Chudov monastery (Evfimii Chudovskii). In lieu of a foreword, this

edition opens with the *Tale of the Founding of the Patriarchate* (*Skazanie ob uchrezhdenii patriarshestva*). The full text is edited by Liudmila V. Moshkova (pp. 412–447) in two versions, the first according to one manuscript copy dated 1626–1627 (RGADA F. 135. Rubr. 1, №8, l. 274), and the second following the printed version.

Tat'iana A. Oparina devotes a chapter to the complex question of the reception of Latin Christians into the Russian Church (pp. 309–404). The procedures and rites involved were of such importance that they were not mentioned in the printed *Kormchaia* of 1649–1653, but were copied in special volumes.

Illustrations and index of names are provided. Another index lists known manuscript copies of the *Kormchaia* in the main libraries of Russia, Ukraine, Serbia, Croatia, Bosnia-Herzegovina, Montenegro, Romania, Poland and Lithuania (pp. 469–475). Copies of the first printed edition are also listed in Russia, Ukraine, and in Belgrade, Novi Sad, Riga, Berlin, Rome, London, Cambridge and New York (pp. 476–479).

All the textological material, with its precise references to each manuscript, is impeccable, and clearly handled by experts. We can be confident that with this guide, we will not get lost in the complex tradition of the *Kormchaia*. But what eludes us is how Russian clerics understood the notion of the *Kormchaia* itself. Did they see it as a single book or a corpus of books that together made up the *Book of the Pilot*, just as several separate books (*Gospels*, *Psalms*, *Books of the Prophets*, *Books of the Apostles* and so on) composed the *Holy Scripture*, or *Holy Scriptures*, before the first Russian Bible was copied in 1499? Clearly, the name *Kormchaia kniga* was not the only one it was given. The text has been variously referred to as *Pravilo episkopom* (p. 60), *Kniga pravila sviatych apostol i sviatych ottsov* (p. 69), *Nomokannonik* (p. 83). Are all these titles equivalent? And what counts as a copy: a full text of one given version, or a manuscript including significant excerpts (such as in the compendia – *sborniki* owned by St. Cyril of Beloozero, p. 76). What was the exact use of each version? Some answers are provided in the second part of the first chapter (pp. 59–91), others can be found along the way, for example when Elena V. Beliakova explains that editions in Greek and Latin, contrary to editions in Slavonic, “had a scientific, not utilitarian character” (p. 159). Indeed, before the opening of the Mohyla College (then Academy) in Kiev, in 1632, and of the Slavonic-Greek-Latin Academy in Moscow, in 1687, canon law (and theology for that matter) were not taught as such and were not part of the curriculum for clerics of the Russian Church, so purely academic interest can be more or less excluded. “Metropolitan and episcopal chairs had to have *Kormchie*” (p. 59), writes Elena V. Beliakova, and the first copies that have come down to us can be traced to the period following the Mongol invasion of Rus', under metropolitan Cyril III († 1280 or 1281). Cases of secession within the Russian Church, from Galicia in the 14th century, or from the orthodox territories under Polish-Lituanian rule in 1458, and, of course the foundation of the Muscovite Patriarchate in 1589 (pp. 62–65) prompted the redaction of new copies. Monasteries also kept their own copies (pp. 72–82). Among them St. Cyril of Beloozero deserves a special mention.

Although the local monks did not have a full set of canon law books, a lot of excerpts were copied and assembled in compendia. The author should have made a reference to Robert Romanchuk's book here (Romanchuk, Robert: *Byzantine Hermeneutics and Pedagogy in the Russian North. Monks and Masters at the Kirillo-Belozerskii Monastery, 1397–1501*. Toronto, Buffalo, London 2007). From p. 106, Romanchuk comments on the content of Cyril's own books. At a humbler level of society, we have proof that priests had "short summaries of penitential rules" (p. 83), but could also have in their possession a full printed edition of the *Kormchaia*, as was the case of archpriest Avvakum during his exile in Dauria. There he had to part from his precious *Book of the Pilot* to hire a "pilot-man" ("Kormchuiu knigu prikashchiku dal, a on mne muzhika-kormshchika dal", p. 82). The sale, or exchange of the book to a layman reveals another potential group of readers. Rulers had a use for the *Kormchaia* (p. 84), but so did simple folk, who were interested in questions about marriage and heresy (p. 88).

The use of the *Kormchaia* can be seen as part of a wider question about "legal mentality" in Rus' and Muscovy. We can ask these same questions and more about the *Pravda Russkaia*, the oldest code of civil and criminal law, whose versions (short and long) were still copied long after their dispositions (for example, the size of the fines and the currency they should be paid in) became obsolete.

PIERRE GONNEAU

Paris

Leonid V. Belovinskij

Kul'tura russkoj povsednevnosti

[Die Kultur des russischen Alltags]

Moskva: Akademičeskij proekt, 2016. 716 S. = Istoričeskieologii.

ISBN: 978-5-8291-1925-6.

Mit Belovinskij's umfangreicher Monographie liegt nun erstmals eine Gesamtdarstellung der „russischen Alltagskultur“ vor, die einerseits das historische Phänomen „Alltag“ differenziert ausleuchtet und zu definieren sucht, andererseits den Anspruch erhebt, die russische Alltagskultur – beschränkt auf das 19. und 20. Jahrhundert – nach sozialen Milieus strukturiert zu beschreiben. Dass die Geschichtswissenschaft Russlands die Alltagsgeschichte als Forschungsobjekt später als die westliche wahrgenommen hat, gibt der Autor unumwunden zu. Er stützt sich für die Erarbeitung seiner eigenen Theorie jedoch lediglich auf die russische Übersetzung je eines Buches von Martin Dinges und Éva Ancsel. Daher bleibt ihm die eigentliche Fachdiskussion außerhalb Russlands

weitgehend verschlossen. Auch Arbeiten zur russischen Alltagsgeschichte in westlichen Sprachen hat er nicht rezipiert. Insofern steht seine Monographie ganz in der Tradition der während der Sowjetzeit selbstgenügsamen, gegen die internationale Wissenschaftswelt abgeschotteten Geschichtsschreibung, welche die junge Generation der russischen Historikerinnen und Historiker größtenteils ja schon längst überwunden hat. Das ist auch deshalb schade, weil das Buch für den Hochschulunterricht und als Informationsmittel zu Händen der Lehrerschaft gedacht ist. Allerdings verspricht sich der Verlag bei einer Auflage von nur 500 Exemplaren für die Publikation offensichtlich keine große Reichweite. Das erstaunt, denn in den vergangenen Jahren sind in Russland zahlreiche, vor allem populärwissenschaftliche Darstellungen zum Alltag der verschiedensten sozialen Milieus erschienen.

Belovinskijs Verständnis von Alltagskultur (S. 5–15) geht von dem schon in sowjetischer Zeit vor allem in der Volkskunde gebräuchlichen Begriff des *byt* aus, der die konkrete, auf persönliche, familiäre und gesellschaftliche Milieus bezogene Lebensweise meint. Diesen eher statischen Begriff erweitert er jedoch durch seine Dynamisierung, durch die Wechselwirkungen des *byt* mit anderen Milieus, durch die Gegenüberstellung von allgemeinen Werten und ihrer individuellen Umsetzung. Den in der deutschsprachigen Alltagsforschung mittlerweile gebräuchlichen umfassenderen Begriff der „Lebenswelt“ kennt er zwar nicht, kommt ihm aber mit dem Terminus *sreda obitanija* sehr nahe. Auch die Dimensionen von Nationalcharakter und Mentalität bezieht er in seine Fragestellung mit ein. Insofern gelingt es ihm, eine differenzierte und umfassende Beschreibung von Alltagskultur zu erarbeiten, die den internationalen Vergleich nicht zu scheuen braucht. Bei der Umsetzung dieser anspruchsvollen Definition in die konkrete Darstellung gehen jedoch nicht selten gerade die Elemente verloren, welche über den traditionellen *byt* hinausreichen. Insofern repräsentiert das Buch eher eine Kombination aus Geschichte des *byt* und Sozialgeschichte als eine eigentliche Alltagsgeschichte.

An sein Thema arbeitet sich Belovinskij von außen nach innen heran. Im ersten Teil seines Buches sucht er von den geographischen und klimatischen Gegebenheiten und vom bis ins 20. Jahrhundert hinein bäuerlichen Gepräge der Gesellschaft Russlands her die wesentlichen Elemente des Nationalcharakters zu bestimmen. Daraus entwickelt er im zweiten Teil eine Gesamtschau des russischen Dorfes als eines „soziokulturellen Organismus“, verengt dann seine Perspektive auf das bäuerliche Gehöft und die Wohnstätte einschließlich Haus- und Wirtschaftsinventar, um sich anschließend den landwirtschaftlichen Arbeitstechniken, der Arbeitsteilung zwischen Bauer und Bäuerin sowie den Facetten des bäuerlichen Nebenerwerbs zuzuwenden. Drei weitere Kapitel sind der Ethik und Ästhetik, den Bräuchen, Glaubensvorstellungen, Weltbildern des Volkes und der Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen gewidmet. Den zweiten Teil der Monographie beschließt die Beschreibung des Gutshofes und seiner Gesellschaft sowie die Einbindung der zugehörigen ländlichen Lebenswelt in das staatliche Beziehungsgeflecht.

Nach dem gleichen Schema behandeln der dritte und vierte Teil der Darstellung die Welt der Stadt – zunächst generell vom Stadt- und Straßenbild über die Wohnbedingungen, sanitären Verhältnisse, das Schul- und Gesundheitswesen bis hin zum Verkehr und zu den öffentlichen Dienstleistungen. Der letzte Teil fächert dann die Welt der Stadt nach sozialen Milieus auf – von der kaiserlichen Familie und dem Hofstaat über die Beamtschaft, das Offizierskorps, den Adel, die Geistlichkeit, die freien Berufe, Kaufleute, Kleinbürger und Lehrer bis hin zu den Arbeitern, Soldaten, den Angehörigen des Lumpenproletariats und den Sträflingen.

Die Großgliederung des Buches folgt mithin der schon zu sowjetischen Zeiten üblichen Trennung von materieller und geistiger Kultur. Dieser Schematismus dient der Übersichtlichkeit, verhindert aber eine unmittelbare Vernetzung beider und engt zugleich auch die gestalterische Freiheit des Verfassers ein.

Eine Fülle von Details breitet Belovinskij in seiner Darstellung aus, gewonnen aus einer Unmenge von Quellen verschiedenster Art, insbesondere aus Erinnerungen, Tagebüchern und Briefwechseln. Auch die Liste der einschlägigen Fachliteratur ist eindrucklich. Daher gelingt es ihm, ein schichtspezifisches Gesamtbild der städtischen und ländlichen Welt im 19. und 20. Jahrhundert zu erarbeiten, welches in sich sowohl konsistent als auch differenziert genug ist. Dafür müssen wir ihm dankbar sein. Seinen Schwerpunkt hat das Werk allerdings in der Zarenzeit, die Sowjetzeit behandelt es eher cursorisch. Dabei werden die Milieubrüche zwischen beiden Epochen meines Erachtens zu wenig scharf herausgearbeitet. Von Konzeption und Ausführung her verharret die Darstellung im Abstrakten und hat mich als Leser daher nicht wirklich berührt. Was ihr aus meiner Sicht fehlt, sind aus Fallbeispielen und Lebensschicksalen gewonnene, anschauliche Einblicke in jeweils individuelle Milieus und Lebenssituationen. Und nur diese vermögen uns doch für das Alltagsleben vergangener Generationen auch emotional zu interessieren.

CARSTEN GOEHRKE

Zürich

Konstantin D. Bugrov / Michail A. Kiselev

Estestvennoe pravo i dobrodetel'. Integracija evropejskogo vlijanija v rossijskuju političeskuju kul'turu XVIII veka. Monografija

[Naturrecht und Tugend. Die Integration des europäischen Einflusses in die russländische politische Kultur des 18. Jahrhunderts. Eine Monographie]
Ekaterinburg: Izdat. UrFU, 2016. 479 S., 3 Tab. = Biblioteka žurnala
Quaestio Rossica. ISBN: 978-5-7996-1980-0.

Nachdem 2013 an der Uraler Föderalen Universität Ekaterinburg ein russisch-französisches Forschungsprojekt mit dem programmatischen Titel „Rückkehr nach Europa“ eröffnet worden war, durchsuchten Konstantin Bugrov und Michail Kiselev im Rahmen dieses Projekts den *Svodnyj katalog russkoj knigi graždanskoj pečati XVIII veka. 1725–1800* (Bde. 1–5, Moskva 1962–1967) und dessen folgende Ergänzungen sowie Bücherverzeichnisse für die Regierungszeit Peters I. nach russischen Übersetzungen westlicher naturrechtlicher Literatur in der seit 1708 eingeführten „bürgerlichen“, also säkularen Schrift. Als erstes Ergebnis ihrer Arbeit installierten sie bereits 2014 auf der Webseite ihrer Universität ein elektronisches Register mit einer Textauswahl unter der Bezeichnung *Veröffentlichte Übersetzungen moralisch-ethischer, sozialer und politischer Literatur im Russland des 18. Jahrhunderts* (<http://hdl.handle.net/10995/82208> [12.07.2021]). Bis zum Erscheinen ihres Buches haben die beiden Autoren immerhin 1301 einschlägige gedruckte Titel ermittelt (S. 14, 21), doch weisen sie mit Recht darauf hin, dass solche Texte zur gleichen Zeit, wenn auch in abnehmender Tendenz, weiterhin handschriftlich überliefert wurden. In ihrer quantitativen Bilanz knüpfen sie an Gary Markers bekannte Statistiken der Buchproduktion an, verändern aber deren Periodisierung mit dem Resultat, dass sie einen entscheidenden Anstieg der einschlägigen Titel in den 1750er Jahren konstatieren. Zudem ermitteln sie durch eine weiter gefasste Kategorie des Politischen einen insgesamt höheren Anteil politischer Themen, weil sie z. B. die Übersetzungen antiker Schriftsteller wie Cicero, Seneca und Plutarch oder manch neuerer moralisierender Historiker mit akzeptablen Gründen dem Bereich der Politik zuordnen und – anders als Max Okenfuss (*The Rise and Fall of Latin Humanism in Early Modern Russia. Pagan Authors, Ukrainians, and the Resiliency of Muscovy*. London 1995, S. 184–194, 238.) – Titel zu Theologie und Religion nicht grundsätzlich als unpolitisch oder systemkonform klassifizieren.

Vor allem auf der Basis jenes Registers und einschlägiger Manuskripte aus den Handschriftenabteilungen der großen Bibliotheken Russlands ist dem Projekt nun ein Buch zu verdanken, in dem Bugrov und Kiselev speziell die Rezeption des Naturrechts und der Tugendlehre westlicher Herkunft im Russland des 18. Jahrhunderts untersuchen. Zu diesem Thema verfassten sie eine 274 Seiten umfassende Monographie, doch unter dem gleichen Buchdeckel veröffentlichten sie zudem auf 130 Seiten einige wenig

bekannte russischsprachige Quellen, deren inhaltlich und quellenkritisch präzise Kommentierungen mit den Interpretationen der Monographie korrespondieren und das Erkenntnisinteresse der Herausgeber unterstreichen. Überzeugend kritisieren die beiden jungen russischen Autoren eine vom soziokulturellen Kontext abstrahierende Geschichte politischer Ideen, die nicht auf die konkrete Entstehung von Texten achte und nur „-ismen“ zu ermitteln und wertend zu periodisieren suche (S. 8), und zielen damit keineswegs allein auf die sowjetische Historiographie. Hingegen gewinnen sie ihre Erkenntnisse aus einer konsequenten Orientierung an den Quellen und plädieren dafür, bei der Untersuchung der Frage, wie im 18. Jahrhundert neue Ideen adaptiert wurden, auf die „kleinen Schritte“ des Wandels im gesamten Transformationsprozess wie auch im Sprachgebrauch, in den zeitgenössischen „Glossaren“ über Politik, zu achten. Über alle neuen faktographischen Erkenntnisse hinaus besteht der methodologische Zugewinn gerade in der mustergültigen Verknüpfung der Geschichte politischer Ideen mit einer gewissenhaften Quellenkunde, die Buch-, Literatur-, Wissenschafts- und Begriffsgeschichte einschließt. Zum Nachweis für eine gelungene Rezeption westeuropäischer politischer Theorien in Russland geben sich Bugrov und Kiselev nicht mit dem Befund zufrieden, dass Bücher im Original oder in Übersetzung verfügbar oder Namen westlicher Autoren geläufig gewesen seien. Sie richten ihre Aufmerksamkeit darüberhinaus auf die Argumentationen, die Motive und das Selbstverständnis der am Ideentransfer Beteiligten, um herauszufinden, ob eine These tatsächlich adaptiert wurde, sich also das politische Bewusstsein der Rezipienten wandelte oder gar eigenständige russische Texte zum Thema entstanden.

Es spricht für die Kreativität von Bugrov und Kiselev, dass sie für diese Fragestellung Vorworte als eine besonders aufschlussreiche Quellengattung entdeckten, in denen russische Autoren im 18. Jahrhundert ihre Übersetzungen westlicher naturrechtlicher Werke begründeten. Immerhin trugen sie bis 2016 neunzig solcher Vorworte, zum Teil mit Widmungen an Persönlichkeiten der regierenden Elite, in ihrem Register zusammen, was vor dem Hintergrund zu würdigen ist, dass sich die politische Geschichtsschreibung bei der Beschäftigung mit dem Naturrecht traditionell fast ausschließlich vom unmittelbaren Interesse an der Legitimation der monarchischen Herrschaft leiten ließ, so dass unter den Quellen stets zwei hervorragten: die maßgeblich von Feofan Prokopovič verfasste *Pravda voli monaršej*, die es zum „Recht des monarchischen Willens“ erklärte, dass der Herrscher über seine Nachfolge entschied, und die *Instruction* Katharinas II. für ihre Gesetzbuchkommission.

Exemplarisch präsentieren die Herausgeber sechs Vorworte zu russischen Übersetzungen. Im Auftrag des früheren Kiever Gouverneurs Fürst Dmitrij Michajlovič Golicyн (1665–1737) übersetzte und veröffentlichte ein unbekannter Autor 1725 das politische Testament des Kardinals Richelieu nach dem 1688 in Amsterdam erschienenen Erstdruck. In der Thronkrise von 1730 fertigte der berufsmäßige Übersetzer im Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten Petr Michajlovič Sofonov eine russische

Fassung antimachiavellistischer Schriften von Guicciardini, Lottini und Sansovino an, die 1588 in Venedig gedruckt worden waren, und übernahm Teile des Vorworts von Sansovino, doch blieb die anscheinend einem Mitglied des Hohen Geheimen Rates zugedachte Reinschrift unvollendet und gelangte unter Kaiserin Anna auch nicht zum Druck. Wie die Forschungen von Conrad Grau (*Tatiščev und Deutschland*, in: Eduard Winter [Hrsg.]: *Die deutsch-russische Begegnung und Leonhard Euler*. Berlin 1958, S. 143–149, hier S. 147 f.) schon in den 1950er Jahren erwiesen, bekannte sich der Historiker und Staatsmann Vasilij Tatiščev ausdrücklich zum Naturrecht und verehrte den Philosophen Christian Wolff. Doch hier veröffentlicht Michail Kiselev jetzt nur eine kurze Widmung an Tatiščev in der Handschrift von Kiriak Andreevič Kondratovič (1703–1788), die dieser als versierter Übersetzer klassischer Werke – tatsächlich in Ekaterinburg – 1738 als Vorwort der Übersetzung zweier lateinischer Dissertationen von Antonius van Dale aus Haarlem über Orakel antiker Völker vorangestellt hatte, wobei Kiselev annimmt, dass Tatiščev vor allem die ethnologischen Informationen interessierten. Es folgen zwei Texte von Michail Ščerbatov auf der Basis von Handschriften, zum einen das „Vorwort an den Leser“ von 1757 zur Übersetzung von Ciceros *De officiis* nach einer französischen Vorlage, zum anderen ein Vorwort von 1758 zu Fénélons seit 1747 mehrfach gedruckten *Directions pour la conscience d'un roi* für den Thronfolger Ludwigs XIV., den Herzog Ludwig von Burgund. Dabei interpretiert Bugrov Cicero als Autorität für eine im Ursprung griechische patriotische Tugendlehre, die auch mit dem Christentum vereinbar erschien, und Fénélons Fürstenspiegel im Kontext mit dem auch in Russland populären Roman *Les Aventures de Télémaque* als Zeugnis zwar für eine Indifferenz gegenüber der Staatsformenlehre Montesquieus, aber als Beispiel für eine zunehmend an Einfluss gewinnende politische Tugendlehre gegen Korruption und einen den Luxus fördernden Handel. Explizit gegen Machiavelli richtete sich das nach einer fragmentarischen Handschrift aus dem 18. Jahrhundert stammende Vorwort eines unbekannten Autors zur Übersetzung eines Traktats des spanischen Jesuiten Pedro de Ribadeneira von 1595 über die Pflicht eines christlichen Fürsten, sich an der Religion und den Tugenden zu orientieren.

Nach den genannten russischen Vorworten zu übersetzten Quellen französischer, italienischer, niederländischer und spanischer Herkunft präsentieren die Herausgeber zwei umfangreichere Schriften des deutschen Juristen Friedrich Heinrich Strube de Piermont (1704–1790), der seit 1738 in Russland lebte und sich als Schüler von Christian Thomasius ausgab, obwohl er in den Matrikeln der Universität Halle nicht nachzuweisen ist. Dennoch kann man das Naturrecht als sein zentrales Forschungsgebiet bezeichnen. Nach zahlreichen vorangegangenen Publikationen erschien 1755 in russischer Übersetzung im Auftrag der Petersburger Akademie der Wissenschaften in zwei Büchern eine *Kurze Einführung zu den Rechten Russlands*. 1761 folgte eine russische Ausgabe der *Lettres russiennes* von 1760, in denen Strube Montesquieus Charakterisierung Russlands als Despotie mit naturrechtlichen Argumenten zu widerlegen suchte. Im 20. Jahrhundert

wurde die Originalausgabe dann hauptsächlich durch die Edition der kritischen Marginalien der Großfürstin Katharina bekannt, die zur Verteidigung Montesquiens gegen den deutschen Pedanten polemisierte.

Da die Anzahl der Veröffentlichungen über das Naturrecht in Westeuropa und in Russland seit dem Ende der Sowjetunion – einschließlich Nachdrucken älterer Schriften und Übersetzungen moderner ausländischer Fachbücher – kaum zu überblicken ist, wie dies in Deutschland höchstens in der Entstehungsphase der Bundesrepublik der Fall war, muss sich das neue Buch gegen eine starke und weiter wachsende interdisziplinäre Konkurrenz behaupten. Die Aussichten, dass dies Bugrov und Kiselev gelingen kann, sind durchaus günstig. Sie sind sich der historischen Distanz zwischen dem Naturrecht des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart bewusst und preisen ihre Erkenntnisse nicht etwa als unabwiesbare Argumente in der aktuellen politischen Meinungsbildung an, „im Konflikt zwischen Recht und Gerechtigkeit in der modernen russischen Gesellschaft“ (Andrey Medushevskiy: *Recht und Gerechtigkeit in den politischen Debatten der postsozialistischen Ära*, in: Nikolaj Plotnikov [Hrsg.]: *Gerechtigkeit in Russland. Sprachen, Konzepte, Praktiken*. Paderborn 2019, S. 423–460, hier S. 460.). Wohl aber sehen sie im Naturrecht auch heute noch ein Angebot von Ideen für jene, die in der Politik eine ethische Orientierung suchen (S. 271).

CLAUS SCHARF

Mainz

Oksana Bulgakova

Sud’ba bronenosca. Biografija Sergeja Ėjzenštejna

[Das Schicksal des Panzerkreuzers. Eine Biographie Sergej Ėjzenštejns]

Per. s angl. A. Skidana, pod red. Ja. Levčenko. S.-Peterburg: Izdat.

Evropejskogo universiteta, 2017. 391 S., 95 Abb. = Avant-garde, 12.

ISBN: 978-5-94380-100-6.

Als Dinosaurier bezeichnete der französische Filmemacher Chris Marker die sowjetischen Filmpioniere der 1920er Jahre. Diese in seinem Porträtfilm *Le tombeau d’Alexandre* (1993) formulierte, ambivalente Wertschätzung galt einer ganzen Generation von Filmkünstlern, die in den 1920er Jahren darangingen, das Medium Film neu zu erfinden, und in den 1930er und 1940er Jahren zu Dienern eines totalitären, unmenschlichen politischen Systems wurden. Der 1898 in Riga geborene und 1948 in Moskau relativ jung verstorbene Sergej Ėjzenštejn kann – gemessen an der intellektuellen

und künstlerischen Strahlkraft – wohl als der Dinosaurier unter den Dinosauriern bezeichnet werden.

Tausende von geschriebenen Seiten hat Ėjzenštejn der Nachwelt hinterlassen – theoretische Texte zu Film-, Kunst- und Kulturtheorie, wissenschaftliche Abhandlungen und Skizzen zu Filmprojekten, Vortragsmanuskripte und persönliche Notizen, Briefe und Zeichnungen. Der Umfang seines schriftlichen Vermächtnisses und die Breite seiner Interessen, aber auch die Mehrsprachigkeit zahlreicher Texte stellen für die Editionsarbeit eine wahre Herausforderung dar, wie der Filmhistoriker und ehemalige Leiter des Moskauer Filmmuseums Naum Klejman, auf den ein großer Teil der russischen Ėjzenštejn-Editionen der vergangenen Jahrzehnte zurückgeht, konstatiert: „[...] the deciphering of this hurried, almost ‚automatic‘ writing in a mix of four languages (Russian, English, German, French) presented a serious textological task.“ (Naum Kleiman: *Foreword*, in: Sergei M. Eisenstein: *Notes for a General History of Cinema*. Ed. by Naum Kleiman and Antonio Somaini. Amsterdam 2016, S. 13–18, hier S. 13.)

Die Filmhistorikerin Oksana Bulgakowa hat eine sorgfältig recherchierte, kulturhistorisch informierte und gut lesbare Biographie dieser vielschichtigen Persönlichkeit verfasst. Erstmals publiziert wurde der Text auf Deutsch (*Sergej Eisenstein. Eine Biographie*), und zwar im Jahr 1997 im von Bulgakowa selbst gegründeten Berliner Verlag PotemkinPress, in dem sie auch Teile der Schriften Ėjzenštejns in deutscher Übersetzung wie auch auf Russisch veröffentlicht hat (z. B. *Sergej Eisenstein – drei Utopien. Architekturentwürfe zur Filmtheorie* [1996] oder *Eisenstein. Metod/Methode*. 4 Bde. [2009]). Bulgakowas Ėjzenštejn-Biographie erschien im Jahr 2001 auf Englisch (*Sergei Eisenstein. A biography*) und, basierend darauf, 2017 in russischer Übersetzung. Gegenüber der deutschen Erstausgabe weist der russische Text einige wichtige Ergänzungen auf. So wurde beispielsweise im Mexiko-Kapitel ein Verweis auf den Brief von Ėjzenštejn an Pera Ataševa vom 25. November 1931 ergänzt, in dem Ėjzenštejn seine erotische Begegnung mit Jorge Palomino y Cañedo schildert. (Erstmals publiziert wurde der Brief in der Zeitschrift *Kinovedčeskie zapiski* 36/37 [1997/98], S. 234–237.)

Die Frage, an wen sich die Publikation der russischen Übersetzung 20 Jahre nach der deutschen Erstveröffentlichung richtet, beantwortet der Verfasser des Vorworts Jan Levčenko, in dessen Händen auch das wissenschaftliche Lektorat des Textes lag, mit Hilfe einer Anekdote. Bei einem Besuch von Ėjzenštejns Grab auf dem Friedhof des Moskauer Jungfrauenklosters hätte er ein junges Pärchen beobachtet, das einen flüchtigen Blick auf den Grabstein warf. „Irgendein Štejn, wer ist das wohl?“ habe die Frau gefragt, worauf der Mann geantwortet habe: „Keine Ahnung, was das für ein Jude ist.“ (S. 5)

Tatsächlich herrscht in Russland seit den 1960er Jahren kein Mangel an Buchausgaben und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem international wohl bekanntesten Regisseur, den die Sowjetunion je hervorgebracht hat. Zu den wichtigsten Editionsprojekten der vergangenen Jahrzehnte gehören die von Naum Klejman

kommentierten und herausgegebenen Memoiren in 2 Bänden (*Memuary*. Moskva 1997) sowie fünf jeweils mehr als 500 Seiten starke, ebenfalls von Naum Klejman herausgegebene Bände der Schriften Ėjzenštejns: *Montaž* ([dt.: Montage]. Moskva 2000), *Metod* ([dt.: Methode]. T. 1: *Grundproblem* [dt.: Das Grundproblem]. Moskva 2002; T. 2: *Tajny masterov* [dt.: Die Geheimnisse der Meister]. Moskva 2002) sowie *Neravnodušnaja priroda* ([dt.: Eine nicht gleichmütige Natur]. T. 1: *Čuvstvo kino* [dt.: Das Gefühl des Kinos]. Moskva 2004; T. 2: *O stroenii veščej* [dt.: Über den Bau der Dinge]. Moskva 2006). Neben dem Ėjzenštejn-Spezialisten Naum Klejman ist vor allem der 2018 verstorbene Filmhistoriker Vladimir Zabrodin zu nennen, der neben zahlreichen kleineren Publikationen, u. a. in der Zeitschrift *Kinovedčeskie zapiski*, auch für eine Reihe psychologisch-biographisch angelegter Buchpublikationen verantwortlich ist. Besonders Zabrodins 2011 in Moskau erschienenes Werk *Ėjzenštejn: kino, vlast' i ženščiny* (dt.: Ėjzenštejn. Das Kino, die Macht und die Frauen) kommt einer Biographie nahe, weil der Verfasser darin das gesamte Leben Ėjzenštejns in den Blick nimmt. Dabei geht es ihm, wie es in der Buchbeschreibung heißt, im Wesentlichen um die „dunklen Seiten“ von Ėjzenštejns Leben – um kindliche Traumata, zweideutige Beziehungen zu Frauen oder Ėjzenštejns Reise nach Amerika. Zu guter Letzt sollte hier noch der Philosoph Valerij Podoroga genannt werden, dessen Auseinandersetzung mit der „Psychobiographie“ Ėjzenštejns unter dem Titel *Vtoroj ekran: Sergej Ėjzenštejn i kinematograf nasilija* (dt.: Second Screen. Sergej Ėjzenštejn und die Kinematographie der Gewalt) im selben Jahr erschien wie die russischsprachige Ėjzenštejn-Biographie von Oksana Bulgakowa. Podorogas Interesse richtet sich allerdings gerade nicht so sehr auf biographisch-psychoanalytische Aspekte, sondern gilt vielmehr den medial vermittelten, affektiven Mechanismen, die die Kunst, Philosophie und Politik des 20. Jahrhunderts gleichsam prägten und denen Ėjzenštejn in seinen Filmen und Schriften wie vielleicht kaum ein anderer Künstler theoretisch und praktisch zur Artikulation verhalf.

Im Unterschied zu Podoroga spricht Oksana Bulgakowa mit ihrem vergleichsweise traditionellen biographischen Ansatz ein breiteres Lesepublikum an, das sich über Leben und filmisches Werk, über die gesellschaftlichen und politischen Zwänge der Zeit oder auch über künstlerische Netzwerke informieren will. Beim Versuch, Ėjzenštejns Persönlichkeit zu fassen, greift Bulgakowa auf psychoanalytische Deutungen zurück und bedient bekannte Topoi wie Ėjzenštejns verdrängte (Homo)Sexualität oder die Figur des autoritären Vaters und eines daraus resultierenden Vaterkomplexes. Zur Veranschaulichung soll hier ein Beispiel aus dem Text dienen: „Die Haßliebe zu Meyerhold wiederholte das psychologische Muster der Beziehung Eisensteins zum eigenen ‚undersexed‘ Vater.“ (S. 43 f. – hier zitiert nach dem deutschen Original) Derartige Deutungen sind in Bezug auf Ėjzenštejn insofern problematisch, als man als Interpret leicht Gefahr läuft, zum Opfer von Ėjzenštejns ausgefeilten Strategien der Selbstmystifikation und Selbstanalyse zu werden, die dieser seit den späten 1920er Jahren in praktisch allen seinen Texten vorangetrieben hat. Eher überraschend mag dagegen

Bulgakows wiederholte Darstellung Ėjzenštejns als unpolitischer Bildungsbürger erscheinen: „Seine Entscheidung, bei den Roten zu bleiben, anstelle in die weiße Emigration zu gehen, war eher eine private Angelegenheit: Die neue Situation entband ihn von dem Zwang, einer bürgerlichen Karriere als Bauingenieur zu folgen, wie es der Vater für ihn bestimmt hatte. [...] So empfand Eisenstein die proletarische Revolution als seine persönliche, private Befreiung.“ (S. 68 – hier zitiert nach dem deutschen Original)

Der stilistisch eher locker verfasste Text verrät besonders an jenen Stellen den Geist seiner Entstehungszeit, in denen der Impetus spürbar wird, die großen Vorbilder der linken Bewegungen von ihrem Podest zu stoßen. Im Vorwort zur russischen Ausgabe würdigt dessen Autor Jan Levčenko gerade diesen Grundzug des Textes: Man könne Oksana Bulgakowa zwar Voreingenommenheit, Krittellei und ein Interesse am Skandalösen vorwerfen, doch derartige Vorwürfe wären nur ein Indikator für ihre Fähigkeit, über einen großen Künstler mit Leidenschaft zu sprechen, ohne vor ihm auf die Knie zu fallen (S. 11). Dem ist insofern zuzustimmen, als die Ėjzenštejn-Biographie der international angesehenen Filmhistorikerin vor allem eines vermittelt: ein leidenschaftliches Interesse am filmischen Medium wie auch an einem Kino, das vor allem bei jungen Menschen angesichts der Fülle des gegenwärtigen Medienangebots zunehmend in Vergessenheit zu geraten droht.

EVA BINDER

Innsbruck

Ona razvalilas'. Povsednevnaia istorija SSSR i Rossii v 1985–99 gg.

[Sie ist zerfallen. Eine Alltagsgeschichte der UdSSR und Russlands in den Jahren 1985 bis 1999]

Sost. Evgenij Ju. Buzev. Moskva: Russkij fond Sodejstvija Obrazovaniju i Nauke, 2018. 256 S. ISBN: 978-5-91244-203-2.

Gleich zweimal wird bereits im Titel des hier besprochenen Buches Bezug auf den russischen Präsidenten Vladimir Putin genommen. „Sie [die UdSSR] ist zerfallen“ ist die abgeänderte Variante der aphoristischen Antwort Putins auf die Frage des CNN-Moderators Larry King am 8. September 2000, was mit dem U-Boot Kursk passiert sei – „Es ist gesunken“. Aber auch der vom Herausgeber des Sammelbandes gesetzte chronologische Rahmen für die Periode des Zerfalls ist vielsagend. Er beginnt mit dem Machtantritt von Michail Gorbacëv und endet mit dem Rücktritt von Boris El'cin. Damit schließen sich die Herausgeber und Autoren – zumindest scheinbar – der *master narrative* der Putin-Ära an, derzufolge mit dem Beginn der ersten Amtszeit des aktuellen

Präsidenten die Zeit des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Chaos endete. Seit Jahren tobt nun in der russischen Öffentlichkeit ein Kampf um die historische Einordnung der 1990er Jahre. Insofern ist dieser Sammelband auch als eine Antwort auf die Apologetik der Reformzeit zu verstehen, für die beispielsweise das 2016 in Moskau erschienene, von Katerina Belenkina, Il'ja Venjavkin, Anna Nemzer und Tat'jana Trofimova herausgegebene Buch *Musej 90-ch: Territorija svobody* steht.

Der Historiker STANISLAV KUVALDIN sowie die Journalisten EVGENIJ BUZEV und DMITRIJ OKREST gehen auf Distanz sowohl zum nostalgischen Narrativ der Liberalen als auch zur offiziellen Sichtweise, der kontrastiven Gegenüberstellung der chaotischen Gorbačev- und El'cin-Jahre und der mit Putin beginnenden Zeit der Stabilität und der „Wiedererstarkung Russlands“. Insofern kann der Titel in die Irre führen. Im Gegensatz sowohl zu den liberalen Oppositionellen als auch zu den regierungsloyalen Autoren werden in dem hier rezensierten Buch gerade die Kontinuitäten, nicht die Brüche zwischen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart untersucht.

Der Sammelband *Ona razvalilas'*, bestehend aus den persönlichen Erinnerungen namhafter wie auch unbekannter Zeitgenossen und den Aufsätzen von Evgenij Ju. Buzev, Stanislav Kuvaldin und Dmitrij Okrest, entstand aus einer im Juni 2014 gegründeten gleichnamigen öffentlichen Chat-Gruppe im sozialen Netzwerk *Vkontakte*. Dort wurden Artefakte aus dem Alltag präsentiert, Interviews und Erinnerungen über verschiedene Aspekte des Lebens in der späten Sowjetunion und den postsowjetischen Staaten veröffentlicht und aktiv gesprächsbereite Zeitzeugen gesucht.

Aus dem semiprofessionellem Projekt entstand ein Buch, dessen Relevanz für die Historiographie der untersuchten Zeit außer Frage steht. Dazu tragen nicht nur die Aufsätze von Buzev, Kuvaldin und Okrest bei, die verschiedene Aspekte der Epoche im Spiegel der zeitgenössischen Medien untersuchen, sondern auch die beeindruckend große Bandbreite der beleuchteten Themen und Perspektiven. So werden in fünf Abschnitten jeweils die Wirtschaft, Politik, Gesellschaft, Kultur sowie die transnationale Dimension des Endes der UdSSR behandelt.

Allerdings ist die ursprüngliche Intention der „Geschichtsschreibung von unten“ beim Übergang vom Online- zum Printformat streckenweise verlorengegangen: Unter den Autoren der Beiträge sind etliche ohnehin medial präsente Persönlichkeiten, deren Erinnerungen zweifelsohne von Interesse sind, jedoch bereits in anderen Zusammenhängen öffentlich artikuliert wurden.

Im ersten Abschnitt wird die Ökonomie der Reformjahre anhand der Erinnerungen des Finanzanalytikers VLADIMIR ROŽANKOVSKIJ, der Rentnerin LARISA ALEKSANDROVA sowie des Herstellers von Bergsteigerausrüstung BORIS KAŠEVNIK abgehandelt. Alle drei wurden aus der Krisensituation heraus zu Unternehmern. Rožankovskijs Erzählung beginnt mit Unverständnis für seine risikoscheuen Altersgenossen, die es nicht wagten, den sowjetischen Wissenschaftsbetrieb zu verlassen, um sich dem *biznes* zuzuwenden, und endet mit Verbitterung darüber, dass es gar nicht die Unternehmer der ersten

Stunde waren, die von den späteren Privatisierungen profitierten. Aleksandrova berichtet davon, wie sie zusammen mit ihrem Ehemann, einem Offizier a.D., den waghalsigen und letztendlich gescheiterten Versuch unternahmen, sich als Geschäftsleute zu etablieren. Ihr Scheitern erklärt sie mit dem Umstand, dass die Pioniere des neuen Kapitalismus weder vor betrügerischen Geschäftspartnern noch vor erpresserischen Behörden und Kriminellen nennenswert geschützt waren. Erfolgreicher war dagegen Kaševniks Geschäftsmodell, der das Erdbeben in Armenien im Jahr 1988 zum Anlass nahm, die Herstellung von dringend benötigter Ausrüstung für die Rettungskräfte in Angriff zu nehmen, wobei ihm seine Kontakte sowohl in Sportlerkreise als auch zu den staatlichen Behörden sehr hilfreich waren. Abgerundet wird der Abschnitt mit einem Text, der sich der Arbeitnehmerperspektive widmet: Der kanadische Soziologe DAVID MANDEL, der bereits die Bergarbeiterstreiks 1989 vor Ort erforschte, beschreibt die Protestwelle in eben dieser Branche, die Russland kurz vor der Rubel-Entwertungskrise im August 1998 erschütterte. In einem weiteren Text analysiert Dmitrij Okrest die mediale Reaktion auf die Blockade der Transsibirischen Eisenbahn und die Proteste streikender Bergarbeiter vor Regierungsgebäuden in Moskau. Bemerkenswert ist, dass die liberalen Medien zuerst das Ausmaß der Proteste herunterspielten, diese dann aber, als die Protestierenden den Rücktritt von Präsident El'cin und der Regierung von Sergej Kirienko forderten, als eine von Oligarchen, primär Boris Berezovskij, gesteuerte Aktion darstellten. Während die oppositionelle Zeitung *Zavtra* die Proteste zuerst frenetisch bejubelte, warnte sie wenige Monate später vor deren Instrumentalisierung durch antinationale Kräfte. Der Rücktritt der Regierung half letztlich nicht den Protestierenden, ihre Anliegen durchzusetzen, sondern hatte im Gegenteil zur Folge, dass das öffentliche Interesse an den Problemen der Bergarbeiter deutlich schwand.

Der Abschnitt über die Politik gehört zu den längsten im Sammelband und präsentiert vor allem die Perspektiven von oppositionellen und marginalen Akteuren. Hier sind nicht nur Texte des Abgeordneten ANDREJ ZACHAROV, der sich als „Demokrat“ 1993 im Unterschied zu den meisten seiner politischen Mitstreiter im Konflikt zwischen dem russischen Präsidenten und dem Obersten Sowjet gegen El'cin stellte, und des Dichters ALEKSEJ CVETKOV, der sich vom Anhänger der „Neuen Linken“ zum Redakteur des Organs der Nationalbolschewistischen Partei wandelte, zu finden. Der Abschnitt enthält auch Berichte über die Aktivitäten von Umweltschützern und Anarchisten sowie einen aufschlussreichen Beitrag von VJAČESLAV IGRUNOV. War Igrunov anfänglich ein linksradikaler Kritiker der Sowjetunion, gelangte er noch vor der Perestroika zur Überzeugung, Revolutionen würden die Gesellschaft lediglich zurückwerfen, weshalb nur Reformen einen nachhaltigen Wandel bewirken könnten. Innerhalb der Szene der Dissidenten und Informellen plädierte Igrunov für einen Dialog mit der Staatsmacht. Seine Karriere verlief jedoch durchaus revolutionär. Der ohne formellen Hochschulabschluss sich mit Gelegenheitsjobs durchschlagende Igrunov wurde während der Perestroika Experte für die sogenannte Zivilgesellschaft, später dann Abgeordneter

sowie zeitweiliger Leiter des Analytischen Zentrums des Staatskomitees für Nationalitätenfragen. Da ihm jedoch in der Realpolitik kein Erfolg beschieden war, kehrte Igrunov zu seiner Rolle als politischer Analytiker, Historiker seiner eigenen Aktivitäten und vor allem gesellschaftlicher Mahner im Hinblick auf die vertanen Chancen der Reformzeit zurück – eine für die oppositionellen Aktivisten der Perestroika-Periode nicht untypische Karriere. Auch Cvetkov blickt auf seinen Weg vom antisowjetischen Linksradikalismus über den Nationalbolschewismus, den Eurasismus usw. mit einem gewissen Stolz auf sein ungebrochenes Rebellentum und seine Abgeklärtheit. In ihrer Grundhaltung, sich selbst gerade durch den eigenen ständigen ideologischen Wandel treu geblieben zu sein, sind sich der überzeugte Reformler Igrunov und der überzeugte Revolutionär Cvetkov durchaus ähnlich.

Besonders aufschlussreich ist Stanislav Kuvaldins Analyse des medialen Echos der Endphase des Zerfalls der UdSSR von August bis Dezember 1991. Während heute in Russland der Mythos vom klaren Gegensatz zwischen den „vaterlandslosen Demokraten“ und den „imperialen Patrioten“ vorherrscht, zeichnet Kuvaldin ein differenziertes Bild. Ihm zufolge gab es im „demokratischen Lager“ durchaus Anhänger einer liberalen Großmachtpolitik. So vertrat der spätere Minister für Wirtschaftsentwicklung Aleksej Uljukaev die These, Russland sei „dazu verurteilt, ein Imperium zu sein, jedoch nicht zum Autoritarismus.“ (S. 76) Etliche russische Nationalisten präsentierten ihre Thesen als demokratische Kritik an Lenins *affirmative action*-Politik. Bemerkenswert sind auch die ersten Debatten über das Verhältnis zur unabhängigen Ukraine, in denen verschiedene Autoren das neue Nachbarland eher als ein „alternatives Russland“ betrachteten, von dessen Erfahrungen Russland einerseits lernen sollte, das jedoch keine Möglichkeit habe, zu einem rein ukrainischen Nationalstaat zu werden. Laut Kuvaldin sah der Ex-Dissident und spätere „Polittechnologe“ Gleb Pavlovskij bereits 1991 die späteren Krisenszenarien voraus, indem er die Ukrainisierungspolitik der Kiever Regierung und den von Moskau protegierten russischen Separatismus als Hauptgefahren für den jungen ukrainischen Staat benannte (S. 81–82).

Der Abschnitt über die Gesellschaft enthält mit Berichten von Aussteigern der Mun-Sekte, von „UFO-Forschern“ und Narkologen viel Skurriles, zugleich fällt der analytische Teil dünn aus. Der Text von JURIJ VAGIN über die Drogensituation in der Region Perm’ macht deutlich, dass der überall frei zugängliche Klebstoff vor allem deswegen nicht noch mehr Jugendliche anzog, weil er im Gegensatz zu den illegalen Drogen, zu Nikotin und zu Alkohol unter den Heranwachsenden als nicht *cool* galt. Der Bericht des Pioniers der *death studies* in Russland, SERGEJ MOCHOV, beleuchtet die Rolle der „Bricolage“-Praktiken in der sowjetischen und postsowjetischen „Ökonomie des Todes“ (S. 154–153). Zur Sowjetzeit war das Bestattungswesen eine wahre Bastion der Schattenwirtschaft, was noch bis heute auf die Branche abfärbt.

Da Buzev, Kuvaldin und Okrest bereits in ihrem Vorwort ankündigten, die beiden Tschetschenienkriege bewusst auszuklammern, ist der Abschnitt über die nationale und

transnationale Dimension des Zerfalls der Sowjetunion weniger intensiv rezipierten Konflikten gewidmet. Von der Ukraine über Transkaukasien bis Tadschikistan wird der Bogen gespannt. So finden wir hier den beklemmenden Bericht des Flüchtlings ALI GUSEJNOV, dessen armenische Mutter und aserbaidshanischer Vater Baku erst verließen, als „das Vertrauen in die Nachbarn, mit denen man ein Leben lang zusammenwohnte, verloren ging.“ (S. 154) Die bewaffneten Konflikte in Georgien erscheinen im Text des ehemaligen Regierungschefs TENGIZ SIGUA vor allem als ein Versuch frustrierter sowjetischer Intellektueller, zu Staatsmännern zu werden. Der Schriftsteller Zviad Gamsachurdia wurde schließlich vom Bildhauer Tengiz Kitovani und Kinokritiker Džaba Ioseliani entmachtet (S. 172–173). Stanislav Kuvaldins Analyse der Reaktionen der russischen Medien auf den Bürgerkrieg in Tadschikistan macht deutlich, dass die Ursachen und Hintergründe des blutigsten Konflikts im postsowjetischen Raum der russischen Öffentlichkeit unverständlich waren.

Im letzten, der kulturellen Entwicklung gewidmeten Abschnitt kommen bereits bekannte mediale Figuren wie der Spiritus Rector des sowjetischen Rocks ARTEMIJ TROICKIJ oder der Historiker und Chef des russländischen Archivdienstes RUDOL'F PICHODJA zu Wort, doch ist ihre Bewertung der Perestrojka- und El'cin-Zeit ohnehin aus anderen Veröffentlichungen bekannt. Dagegen liest sich die Erzählung der Regisseurin MARINA POTAPOVA, die für eine Jugendsendung jahrelang ihre Freunde aus der Punkszene und dem Kunst-Underground, der sogenannten Kon'kovo-Formation um Boris Usov, interviewen konnte und den ahnungslosen Redakteuren das Ganze als große Trends der Jugendkultur verkaufte, streckenweise wie ein Schelmenroman. In ihrer Selbststilisierung zur Trickster-Figur ist Potapova den obenerwähnten Igrunov und Cvetkov, mit denen es wohl auch zu subkulturellen Überschneidungen kam, ähnlich. Die von Evgenij Buzev skizzierte Biographie des Science-Fiction-Autors und Verlegers Jurij Petuchov (1951–2009) wirft Licht sowohl auf die Ökonomie als auch auf die Politik und Kultur der 1990er. Für den radikalen Nationalisten und Verschwörungstheoretiker Petuchov waren seine Zeitschriftenprojekte gleichzeitig Existenzgrundlage und explizit politisches Projekt. Tatsächlich fanden Medien mit Titeln wie *Stimme des Universums* zeitweilig reißenden Absatz.

Das Buch von Buzev, Kuvaldin und Okrest reklamiert für sich eine neue Herangehensweise an die *oral history* – ein Anspruch, der angesichts der Texte bereits bekannter Autoren nur bedingt erfüllt wird. Jedoch bringt die von den Dreien gestartete virtuelle Geschichtswerksatt Ergebnisse hervor, die es verdienen, von der Forschung rezipiert zu werden. Der populärwissenschaftliche Anflug, der sich nicht zuletzt auch in der äußeren Gestaltung des Bandes niederschlug, sollte Fachleute von der Lektüre keineswegs abhalten.

EVGENIJ KAZAKOV

Perm' / Bremen

Lara Douds

Inside Lenin's Government. Ideology, Power and Practice in the Early Soviet State

London, New York [usw.]: Bloomsbury Academic, 2018. VIII, 228 S.
ISBN: 978-1-4742-8670-1.

Im Mittelpunkt der Dissertation von Lara Douds, Assistenzprofessorin für russische Geschichte an der englischen Universität Durham, steht der Rat der Volkskommissare unter der Ägide Lenins. Sie erörtert die Entscheidungsprozesse innerhalb der Regierung, den sukzessiven Verwaltungsausbau, aber auch den Bedeutungsverlust des Rats der Volkskommissare. Seit 1919 avancierte nämlich das Politbüro der Russländischen Kommunistischen Partei immer mehr zum eigentlichen Machtzentrum, das die Weichen der sowjetischen Politik stellte. In ihrer sehr kurzen Einleitung diskutiert Douds weder Forschungsmethoden, noch entwirft sie einen analytischen Bezugsrahmen. Die Verfasserin formuliert auch keine These, die der Studie als strukturierender roter Faden dienen könnte.

Das Buch besteht aus sieben systematisch gegliederten Kapiteln: Das erste erörtert auf der Basis von Lenins Schrift *Staat und Revolution* dessen Vorstellungen von Regierung, Herrschaft und staatlicher Gewalt, das zweite untersucht den Rat der Volkskommissare als „Kabinett“, das dritte thematisiert vor dem Hintergrund „antibürokratischer Bestrebungen“ den Verwaltungsausbau des sowjetischen Regierungsapparats. Der vierte Abschnitt ist einer zentralen Persönlichkeit des politischen Lebens gewidmet: Jakov Michajlovič Sverdlov. Untersucht wird seine Doppelfunktion als Vorsitzender zum einen des Allrussländischen Zentralen Exekutivkomitees (VCIK), also des staatsrechtlich höchsten Amtes Sowjetrusslands, und zum anderen des Sekretariats der bolschewistischen Partei. Im Gegensatz zu seinem Nachfolger Stalin nutzte Sverdlov das Parteiamt aber kaum als persönliche Machtressource. Während das fünfte Kapitel die Kollegien der einzelnen Sowjetkommissariate behandelt, beschäftigt sich das vorletzte mit den Gründen für die Verlagerung des Zentrums der politischen Entscheidungsfindung vom Rat der Volkskommissare zum Politbüro der RKP(b). Der Schluss ist den Veränderungen in der Regierung, im Rat für Arbeit und Verteidigung sowie in der Partei von 1921 bis 1924 vorbehalten, also jenen Jahren, in denen Lenin seinen Vorsitz infolge seiner fortschreitenden Erkrankung immer seltener ausüben konnte.

Dass der Rat der Volkskommissare einem klassischen „bürgerlichen“ Kabinett glich und einen Fremdkörper im Sowjetaufbau darstellte, hinterfragt die Verfasserin nicht. Zu bedauern ist, dass Douds keinen Gedanken auf eine alternative Gestaltung des sowjetischen Staatsaufbaus verwendet. Die umfänglichen Arbeiten der Verfassungskommission, die in der vom V. Allrussländischen Sowjetkongress angenommenen Konstitution vom Juli 1918 mündeten, fehlen jedenfalls in Douds' Ausführungen. Dabei

sprach sich beispielsweise der linkssozialrevolutionäre Jurist Dmitrij Aleksandrovič Magerovskij für eine Abschaffung des Rats der Volkskommissare aus und wollte – dem Rätegedanken Rechnung tragend – auch die exekutive Macht im VCIK konzentrieren (Vgl. *Partija levych socialistov-revoljucionerov. Dokumenty i materialy. T. 2, čast' 1: Aprel'-jul' 1918 g.* Sostavitel', avtor predislovija, vvedenija i kommentarijev Jaroslav Viktorovič Leont'ev. Moskva 2010, S. 174.). Zwar rekurriert Douds in ihrem ersten Kapitel auf Anton Pannekoek, einen der international produktivsten Rätetheoretiker, sie beschränkt sich aber auf dessen Kritik an Karl Kautskys mangelndem revolutionären Eifer (S. 13). Das ist mehr als billig. Recht hingegen wäre es gewesen, wenn sie Pannekoeks Denken einer zukünftigen egalitären Gesellschaft, die ohne die Herrschaft bürokratischer Apparate, ohne Parteidiktatur, ihre Geschichte gestalten sollte, als Kontrastfolie zu Lenin verwendet hätte. Dies hätte jedoch theoretischer Reflexion bedurft und Tiefgang erfordert, die diese Studie auf ihren gut 170 Seiten gänzlich vermissen lässt.

Wie Lenin in *Staat und Revolution* ausführte, spielte der Staat in Zeiten des Klassenkampfes als Repressionsinstrument eine herausragende Rolle und nahm in der Phase des „Kriegskommunismus“ hypertrophe Formen an. An die Stelle der Herrschaft der unmittelbaren industriellen Produzenten, der Arbeiter also, trat aber eine Herrschaft der Apparate. Aleksandr Gavrilovič Šljapnikovs im März 1922 an die Delegierten des XI. Parteitags der RKP(b) adressierter Kommentar: „Gratulation! Ihr seid die Avantgarde einer nicht-existenten Klasse“, war ebenso zynisch, wie er nicht der Realität entbehrte. Mehr noch – in dem jungen Sowjetstaat war die Verwaltung von Sachen an die Stelle einer Herrschaft über die Menschen wie etwa im Zarenreich getreten. In diesem Punkt traf sich die Kritik der Theoretiker des Rätesystems mit derjenigen der orthodox-marxistischen deutschen Sozialdemokratie. Nicht ohne Berechtigung unterstrich Kautsky das symbiotische Verhältnis von Sozialismus und Demokratie. Kategorisch lehnte er eine „Diktatur des Proletariats“ – noch dazu in einem ökonomisch so wenig entwickelten Land wie Russland – ab. Douds aber attestiert Lenin, dieser habe in Sowjetrussland beabsichtigt, „eine sozialistische Demokratie“ zu implementieren. Auf die Kluft, die zwischen diesem Credo, den Positionen der Kritiker des Bolschewismus und der politischen Realität Sowjetrusslands bestand, geht Douds nur unzureichend ein. Diese war durch die Zensur nichtbolschewistischer Presse, Wahlmanipulationen und Anordnungen, welche Sowjetdeputierten zu wählen seien (vgl. beispielsweise *Kak v kaple vody*, in: *Delo Naroda*, No. 3, 22.3.1919, S. 2.), sowie das Verbot nicht nur bürgerlicher, sondern vor allem auch sozialistischer Parteien bis hin zur Errichtung einer Parteidiktatur der Bolschewiki gekennzeichnet. Die Verfasserin verweist – erklärend – auf „das Erbe des Zarenreichs“, die sozioökonomische Entwicklung, den systemischen Schwachpunkt des Rätesystems, das eben keine Gewaltenteilung kennt und daher a priori dem obersten Gremium ein faktisches Machtmonopol zuteilwerden lässt, und letztlich die „Umstände“ insgesamt (S. 9 und 174).

Historisches Arbeiten im Allgemeinen und das Abfassen einer Dissertation im Besonderen hat in der Regel viel mit der Politikdefinition Max Webers gemein, denn es „bedeutet ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich.“ (Max Weber: Politik als Beruf. München, Leipzig 1919, S. 66.) Fleißige Arbeit in Moskauer Archiven ist Lara Douds nicht abzusprechen, gleichwohl ist ihr Werk handwerklich unzulänglich, argumentativ oberflächlich sowie fehlerhaft und lässt weitgehend analytische Tiefenschärfe vermissen. Einige Beispiele mögen hier zur Illustration genügen. Bereits in ihrer Vorbemerkung zur Kalenderproblematik führt Douds aus, dass Daten vor dem Januar 1918 im Julianischen Kalender angegeben seien (S. VII). Die Kalenderreform in Sowjetrussland erfolgte allerdings erst zum 1. Februar 1918. Die Behauptung, die Bolschewiki hätten das „Militärische Revolutionskomitee“ gegründet, ist unzutreffend. Faktisch rief es der Petrograder Sowjet auf Antrag der Menschewiki am 9. Oktober 1917 ins Leben, um die Hauptstadt zu verteidigen, – einen Tag, bevor das ZK der RKP(b) mehrheitlich den Umsturz befürwortete (Vgl. *Protokoly Central'nogo Komiteta RSDRP (b). Avgust 1917 – fevral' 1918*. Moskva 1958, S. 85 f.) und das Komitee für seine Ziele nutzte (S. 1). Laut Douds wurde die Konstituierende Versammlung auf der „Basis eines allgemeinen Wahlrechts der Männer“ (S. 26) gewählt, dabei war im ersten Artikel des Ende Juli 1917 verabschiedeten Wahlgesetzes ausdrücklich vom „vierschwänzigen“ Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechts die Rede (*Položenie o vyborach v Učreditel'noe sobranie*, in: *Vestnik Vremennogo Pravitel'stva* No. 111 [157], 22.7.1917, S. 1–2, hier S. 1.).

Auch die Diktion der Verfasserin überrascht. So greift sie beispielsweise die doch recht betagte sozialgeschichtlich-revisionistische Formulierung Alexander Rabinowitschs auf: „The Bolsheviks came to power“. Die Gewalt wird ausgeblendet. Ferner offenbart die Verfasserin eine gewisse Indifferenz, indem sie den Oktoberumsturz sowohl als „Coup“ als auch als „Revolution“ bezeichnet (S. 2).

Handwerklich weist die Monographie gravierende Unzulänglichkeiten auf. Zitate setzt die Autorin in einfache Anführungszeichen. Angesichts zahlreicher Genitivapostrophe im Englischen sind Zitatenden nicht sofort zu erkennen. Der Forschungsstand ist rudimentär und beschränkt sich auf ein gutes Dutzend Monographien. Mit einer bemerkenswerten Nonchalance nimmt die Verfasserin die deutsche Forschung nicht zur Kenntnis. Zwar findet sich im Literaturverzeichnis die Studie von Pietsch, aber sie zitiert ihn nicht. Da sich ein nicht geringer Teil des Werkes mit der bolschewistisch-links-sozialrevolutionären Koalitionsregierung beschäftigt, deren Dauer sie mal richtig mit den Monaten Dezember 1917 bis März 1918 (S. 23), mal unzutreffend mit den Monaten Dezember 1917 bis Mai 1918 angibt (S. 9), verwundert es, dass sie die 1994 erschienene Monographie des Rezensenten noch nicht einmal einleitend im Forschungsstand erwähnt. Darüber hinaus spart die Verfasserin mit Anmerkungen, selbst nach Zitaten fehlen sie oder stehen ohne Seitenangabe.

Abgesehen von einigen wenigen archivalischen Trouvaillen – wie z. B. die vor dem Hintergrund von Nepotismusvorwürfen im Sommer und Herbst 1918 im Volkskommissariat für Arbeit geführte Auseinandersetzung zwischen Šljapnikov und Viktor Pavlovič Nogin (S. 110–117) – letzteren bezeichnet Douds fälschlich als „linken“ Kommunisten (S. 110) – erweitert diese Dissertation unsere Kenntnis über Aufbau und Funktion des Sowjetstaats nicht.

LUTZ HÄFNER

Bielefeld

Roman Dubasevych

Zwischen kulturellem Gedächtnis, Nostalgie und Mythos. Die Erinnerung an die Habsburgermonarchie in der Ukraine nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion

Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2017. 351 S., 15 Abb. ISBN: 978-3-205-20484-8.

Der Titel des vorliegenden Buches verwirrt etwas, denn der Greifswalder Ukrainist Roman Dubasevych untersucht in dem Buch die Renaissance der literarischen und visuellen – oder diskursiven und ikonischen – Repräsentationen der Habsburgermonarchie nach 1991 in der Ukraine, und zwar vor allem in der Westukraine. Die Monographie geht auf eine Wiener literaturwissenschaftliche Dissertation zurück und ist eine gut geschriebene, theoretisch orientierte und kritisch-differenzierte Auseinandersetzung mit Habsburgerdiskursen als einem wichtigen Teil der postsowjetischen ukrainischen Identitätsdiskurse. Sie bezieht die ukrainische geschichtswissenschaftliche Forschung zum Habsburgerreich nach 1991 nicht in die Analyse ein. Das Buch ist aber gleichwohl auch für Zeithistoriker und Zeithistorikerinnen der Ukraine bzw. Ostmittel- und Osteuropas eine lohnende Lektüre. Es besteht – abgesehen vom Vorwort und Schlussteil – aus drei größeren Kapiteln: einem ersten Teil mit umfangreichen theoretischen und methodischen Überlegungen, einem zweiten Teil mit Fallanalysen zur Auseinandersetzung mit Alterität in literarischen und anderen künstlerischen Werken sowie einem dritten Teil mit Fallanalysen zum ukrainischen Okzidentalismus und Orientalismus. Wie schon beim Buchtitel zeigt sich nun auch bei den einzelnen Kapiteln die Schwierigkeit des Autors, präzise Überschriften zu formulieren. Sie sind nicht ideal gewählt, da sie entweder zu wenig aussagen („Fallanalyse“) oder inadäquat sind („Habsburg postcolonial: Kostyrkos Wacht am Zbruž und Wiens ‚versperrte Tore‘“).

Das Buch orientiert sich theoretisch vor allem an Jurij Lotman, Jan Assmann, Svetlana Boym, Edward Said und Homi Bhaba, spricht richtigerweise eher von „Neuerfindung, postmemory“ (S. 31) der Habsburgerzeit als von lebendiger Erinnerungskultur. Es untersucht vor allem die literarischen Werke von Jurij Andruchovyč, Jurij Vynnyčuk und Mykola Rjabčuk sowie Bilder und Installationen von Jurij Koch, Volodymyr Kaufman und Volodymyr Kostyrko, die seit den späten 1980er bzw. frühen 1990er Jahren die künstlerische Moderne der Westukraine (mit-)geprägt haben. Beeindruckend ist, wie Dubasevych seine Fallanalysen in größere ukrainische und darüber hinausreichende kulturelle Kontexte einordnet. Er zeigt die verschiedenen Funktionen und Variationen des Rückbezugs auf die Habsburgermonarchie, deutet die Pluralität der Bezüge als Beispiel einer neuen kulturellen Offenheit nach 1991 und betont andererseits die Grenzen dieser Vergangenheitsbezüge, etwa in der Analyse einiger Essays von Andruchovyč. In der vergleichenden, postkolonial orientierten Untersuchung der ukrainisch-habsburgischen wie der ukrainisch-russischen Beziehungen verweist er auf zugrundeliegende Subalternitätserfahrungen. Im Ergebnis kommt er zu einer sehr kritischen Analyse sowohl des ukrainischen Okzidentalismus, d. h. Europadiskurses, als auch des ukrainischen Orientalismus, also Russlanddiskurses. Allerdings fehlt in der Darstellung eine chronologische Ausdifferenzierung der Zeit nach 1991, und es irritieren manch längere Exkurse über die 1920er Jahre und deren Bedeutung für das literarische Schaffen nach 1991.

Für Historiker und Historikerinnen ist das Buch vor allem für die intellektuelle und Kulturgeschichte der Westukraine nach 1991, für die Analyse von Erinnerungskulturen, für eine breiter kontextualisierte Geschichtspolitikanalyse, aber auch für eine an der Analyse von sozialen respektive kulturellen Räumen interessierte historische Forschung relevant. Es öffnet somit eine Reihe von Perspektiven für die multi- oder interdisziplinäre zeitgeschichtliche Erforschung der Ukraine.

GUIDO HAUSMANN

Regensburg

Klaudija Džensen [Claudia Jensen] / Ingrid Majer [Ingrid Maier]

Pridvornyj teatr v Rossii XVII veka. Novye istočniki

[Das Hoftheater im Russland des 17. Jahrhunderts. Neue Quellen]

Moskva: Indrik, 2016. 199 S. ISBN: 978-5-91674-417-0.

Die Anfänge des russischen Theaters, ein von der internationalen Forschung seit langem stark beachtetes Thema, erscheinen dank dieses relativ schmalen Buches in einem neuen

Licht. Nach vereinzelt Vorveröffentlichungen präsentieren die amerikanische Musikhistorikerin Claudia Jensen und die deutsche, in Uppsala lehrende Professorin für Russisch Ingrid Maier hier bislang unberücksichtigte Quellenzeugnisse, von denen aus auch schon bisher in Betracht gezogene neu zu verstehen sind. Wie bekannt, fanden am Moskauer Hof ab 1672 aufwendig inszenierte, vielstündige Theateraufführungen statt, bis der Tod des daran interessierten Zaren Aleksej Michajlovič Anfang 1676 dem abrupt ein Ende setzte. Die Quellenfunde der Autorinnen beziehen sich überraschenderweise auf die erste Hälfte des Jahres 1672, eine Zeit, die vor dem Beginn der bisher bekannten Aufführungen lag. Die Letzteren waren vornehmlich Dramatisierungen biblischer Stoffe durch den in Moskau wirkenden lutherischen Pastor Johann Gottfried Gregorii, dessen frühestes Werk *Artakserksovo dejstvo* (*Das Spiel von Artaxerxes [und Esther]*) erst im Oktober 1672 seine Premiere hatte. Im vorliegenden Buch sind die zugrundeliegenden Quellen im Kontext entsprechender Untersuchungen weitestgehend ins Russische übersetzt, während die zumeist deutschsprachigen Originaltexte unter Beifügung einiger Faksimiles als Anhang geboten werden (S. 163–184).

In den ersten Kapiteln der Monographie werden die wichtigsten Texte vorgestellt. Dabei handelt es sich zunächst um einen Bericht in dem Buch des Kurländers Jakob Rautenfels – nicht Reutenfels, wie hier geklärt wird, – über das Moskowiterreich, erschienen 1680 in Padua. Dieser Text ist den Theaterhistorikern seit langem bekannt, hier wird er aber neu interpretiert. Bisher unbeachtet waren ein relativ ausführlicher Artikel in der Hamburger Zeitung *Nordischer Mercurius*, erschienen im März 1672, und anonyme Berichte aus Moskau, die im Schwedischen Reichsarchiv in Stockholm erhalten sind. In diesen verschiedenartigen Texten finden sich einander ergänzende Angaben über „Ballett“-Aufführungen für die Zarenfamilie durch junge Leute aus der Ausländer-Vorstadt von Moskau. Wie die Autorinnen bei ihrer genauen Sichtung des Materials erkennen, fand eine dreistündige erste Aufführung am 16. Februar 1672 statt, wonach am 18. Mai eine doppelt so lange zweite folgte. Von einem „Ballett“ hatte auch Jakob Rautenfels in seinem erwähnten Buch gesprochen, ohne dass die Theaterforscher seine Angaben bisher sinnvoll einzuordnen vermochten. Die Autorinnen können jetzt zeigen, dass sich diese Angaben nicht auf den Beginn der kontinuierlichen Theateraufführungen im Oktober 1672 beziehen, sondern genau zu der Darbietung vom 16. Februar passen, an der Rautenfels, wie plausibel dargelegt wird, selbst beteiligt war.

Wichtig ist die gebotene Klarstellung, dass der Ausdruck „Ballett“ im 17. Jahrhundert noch nicht zwingend die heutige spezifische Bedeutung besaß. Am 16. Februar 1672, für den die Quellenlage sehr viel besser ist als für das Geschehen im Mai, wurden bei der Aufführung, die im Hause von Il’ja Danilovič Miloslavskij, dem Schwiegervater des Zaren, im Kreml stattfand, Szenen unterschiedlicher Art aneinandergereiht. Die zwölf oder dreizehn Akteure boten Instrumentalmusik, Gesang und viel Komik mit der lustigen Gestalt des Pickelhering im Mittelpunkt. Außerdem wurden Orpheus und Merkur dargestellt, auch traten Römer und betrunkenen Bauern auf. Es gab keine Dialoge,

nur zu Beginn und am Schluss Huldigungen an den Zaren in deutscher Sprache. Die Zarenfamilie, neben der nur wenige weitere Hochgestellte der Aufführung beiwohnten, war überaus begeistert, und zwar auch die Frauen, die trotz eines Vorhanges, der sie vor Blicken schützte, zuschauen konnten. Die zumeist aus Norddeutschland stammenden Akteure hatten nach nur einwöchiger Vorbereitung geboten, was ihnen aus ihrer Heimat vertraut war, wo der Pickelhering, von reisenden englischen Komödianten übernommen, im Volksschauspiel des 17. Jahrhunderts eine dominierende Rolle spielte. In einem eigenen Kapitel des Buches werden die Laienschauspieler, unter denen in Moskau lebende Kaufleute aus Hamburg einen besonderen Anteil hatten, einzeln vorgestellt. Ein weiteres Kapitel fragt nach der Autorschaft der zum Teil sehr gehaltvollen, im Schwedischen Reichsarchiv entdeckten Berichte. Dabei wird der Revaler Kaufmann Christoff Koch als Verfasser ermittelt. Dieser hielt sich oft in Moskau auf und fungierte zeitweise als offizieller Vertreter Schwedens, wahrscheinlich nahm er sogar als Akteur an der Aufführung vom 16. Februar teil. Auf ihn könnte auch der Bericht im *Nordischen Mercurius* zurückgehen.

Das durch die ersten Aufführungen beflügelte Interesse des Zaren an einer Fortsetzung führte schließlich zum Beginn des ständigen Theaterbetriebs ab Herbst 1672. Inzwischen war der im russischen Dienst stehende, aus Riga stammende Oberst Nikolaus von Staden ins Ausland gereist, um Fachleute für das Theater anzuwerben. Dies gelang ihm im Falle von mehreren Musikanten. Ausführlich gehen die Autorinnen darauf ein, dass von Staden auch die Gewinnung der bekannten deutschen Schauspielertruppe von Carl Paulsen und Johannes Velten im Blick hatte. Diese Truppe war nach der hier gebotenen Darstellung im Herbst 1672 grundsätzlich bereit, aus Riga, wo sie sich zeitweilig aufhielt, nach Russland zu kommen, doch wurde sie durch eine anderweitige Verpflichtung davon abgehalten.

Die Autorinnen heben die Bedeutung der von ihnen entdeckten Frühphase der Moskauer Theatergeschichte besonders dadurch hervor, dass sie auf das Weiterwirken vieler Elemente der ersten Aufführungen im ständigen Theater ab Herbst 1672 hinweisen. Dazu dürfen wir mehr in einer von ihnen angekündigten Monographie erwarten, in der sie die gesamte Folge der Theatervorstellungen untersuchen. Hier wird dieses Weiterwirken beispielhaft am Auftauchen des Pickelherings in späteren Dramen und an der dortigen Musik verdeutlicht. Neben den Traditionen wie derjenigen des protestantischen Schuldramas, für die der Pastor Gregorii stand, blieb es beim Einfluss des europäischen Volksschauspiels. Wenn in dessen Tradition der Pickelhering eine so auffällige Rolle spielte, erklärt sich dies damit, dass er mit seinen Grimassen und Gesten die Sprachbarriere überwand – wie auf dem Wege von England in westliche Länder, so jetzt auch auf dem Wege nach Russland.

Die Darstellung enthält über dieses Beispiel hinaus viel Interessantes und Wichtiges zur Art und zu den Wegen des Kulturtransfers. Bezeichnend ist, dass das Interesse auf russischer Seite ursächlich für die Rezeption der westlichen Theaterkultur war.

Abschließend kann festgehalten werden, dass diesem Buch dank der Erschließung neuer Quellen und der Behandlung eines neuen Kapitels der russischen Theatergeschichte besonderer Wert zukommt. Bei der Betrachtung der frühen theatralischen Aufführungen verfahren die Autorinnen sehr eindringlich, so dass vom damaligen Geschehen ein dichtes Bild entsteht.

NORBERT ANGERMANN
Buchholz/Nordheide

Ilya V. Gerasimov

Plebeian Modernity. Social Practices, Illegality, and the Urban Poor in Russia, 1906–1916

Rochester, NY: University of Rochester Press, 2018. XI, 275 S., Abb.

= Rochester Studies in East and Central Europe. ISBN: 978-1-58046-905-0.

Was wissen wir über die städtischen Armutsviertel der Welt und die Menschen, die in ihnen wohnen? Die Antwort auf diese Frage fällt beim Blick in die bisherige Forschungsliteratur relativ ernüchternd aus. Nach wie vor findet sich vielfach ein Bild, demzufolge die Lebenswelten der städtischen Unterschichten ausschließlich Orte dumpfer Rückständigkeit waren, geprägt von räumlicher wie mentaler Enge. Die Welt der Ärmsten der Gesellschaft erscheint weitgehend homogen und wird in grauen bis schwarzen Farben gezeichnet. Darüber hinaus gehende Fragen werden selten gestellt, weshalb Markus Schroer zutreffend von einer „Reproduktion der immer gleichen Bilder“ (Markus Schroer: *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*. Frankfurt/Main 2006, S. 250) gesprochen hat, die wir uns von den Ghettos, Favelas und Banlieues dieser Welt machen.

Dieser Befund gilt in noch einmal gesteigertem Maße auch für Russland. Zwar hat die Stadtgeschichtsforschung zum Russischen Imperium inzwischen einen deutlichen Aufschwung erlebt, für den hier nur stellvertretend das Stichwort der „lokalen Gesellschaft“ genannt sei. Guido Hausmann, Lutz Häfner, Kirsten Bönker und andere haben Entwicklungen zivilgesellschaftlicher Strukturen in Gestalt einer liberalen lokalen Öffentlichkeit und städtischer Selbstverwaltung aufgezeigt und damit Dietrich Geyers für das 18. Jahrhundert getroffenes Diktum von der russischen Gesellschaft als einer „staatlichen Veranstaltung“ (Dietrich Geyer: „*Gesellschaft“ als staatliche Veranstaltung. Bemerkungen zur Sozialgeschichte der russischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert*, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 14 (1966), 1, S. 21–50) das Bild einer Gesellschaft als „lokale Veranstaltung“ entgegengesetzt. So wichtig und begrüßenswert diese Diskussion

zweifelloos war und ist, so klar ist auch, dass sie sich lediglich auf einen kleinen Ausschnitt der städtischen Bevölkerung des Imperiums bezieht. An der Formierung einer lokalen Gesellschaft in Form von Stadtdumen, Pressewesen und bürgerlicher Repräsentation nahmen nur wenige Prozent der Bewohner und Bewohnerinnen der Städte teil – der Großteil gerät bei einer solchen Perspektive weitgehend aus dem Blickfeld bzw. erscheint, wenn überhaupt, nur als Objekt und Empfänger bürgerlicher Wohltätigkeit. Zugleich existieren zahlreiche Publikationen, die das Agieren und das Selbstverständnis der Arbeiter und, wenn auch in geringerem Maße, der Arbeiterinnen in den Fabriken in den Blick nehmen. Nach wie vor gibt es aber kaum Untersuchungen zur Wahrnehmung und Aneignung des städtischen Raums durch die Angehörigen der unteren Schichten jenseits der Fabrikture.

Ilya Gerasimov, bekannt als Mitherausgeber von *Ab Imperio* und Vertreter einer *New Imperial History*, hat nun eine Studie vorgelegt, die das Ergebnis von rund 20 Jahren Beschäftigung mit den *urban poor* im russländischen Kontext darstellt. Herausgekommen ist ein anregend geschriebenes und theoretisch ambitioniertes Buch, das eine neue Perspektive auf die Thematik eröffnet, den Rezensenten zugleich jedoch auch mit Fragen zum Verhältnis von theoretischem Überbau und konkreten Ergebnissen zurücklässt.

Ausgangspunkt der Überlegungen von Gerasimov ist ein inzwischen schon klassischer Text der *Postcolonial Studies* – Gayatri Spivaks erstmals 1988 erschienener Aufsatz *Can the Subaltern Speak?* Die Antwort von Gerasimov auf diese Frage ist eindeutig: Nein. Unter Bezug auf Michel Foucault geht er davon aus, dass die Öffentlichkeit in den Städten des ausgehenden Zarenreichs von machtvollen Diskursen geprägt war, die von bürgerlichen und adligen Eliten geprägt wurden und zu denen die „plebeian society“ (S. 4) keinen Zugang hatte. Die Unterschichten waren in diesem Sinne stumm, und jeglicher retrospektiver Versuch der Interpretation der wenigen Quellen, die wir ‚von unten‘ haben (Ego-Dokumente, Zeitungsberichte, Petitionen) reproduziert in dieser Logik nur unsere eigenen Projektionen auf diese Menschen. Die Welt der städtischen Armen sei eine „social sphere structured by absolutely different rules and rationality“ (S. 3), die wir uns auch bei einer noch so dichten Beschreibung nicht erschließen können.

Gerasimov beschreitet stattdessen einen anderen Weg: Er plädiert für eine Analyse der „body language“ (S. 8) der *urban poor*. Diese werde – auch hier dienen die Ausführungen Michel Foucaults als Referenz – dort sichtbar, wo die Subalternen mit den herrschenden Regeln und Diskursen in Konflikt geraten seien, in den Verhörprotokollen der Polizei. Es könne hierbei jedoch nicht darum gehen, die Aussagen, die sich in diesen Akten finden, zu interpretieren, sondern die Handlungen, begriffen als „social practices“ (S. 25), lesen zu lernen. Erfolgt dies auf einer breiten, vergleichenden Quellenbasis – Gerasimov hat mehrere hundert solcher Fälle ausgewertet –, werde „a certain grammar

and vocabulary“ (S. 13) sichtbar, die unterhalb der herrschenden Diskurse existierte, die städtischen Gesellschaften jedoch maßgeblich prägte.

Entsprechend breit fällt das Sample aus, das der Studie zugrunde liegt: Mit Vilna, Nižnij Novgorod, Kazan' und Odessa werden vier Städte betrachtet, die hinsichtlich ihrer Gründungsgeschichte, Lage, Sozialstruktur und Bevölkerungszusammensetzung die ganze Spannweite des Imperiums abdecken, womit die Möglichkeit zur Differenzierung und der Herausarbeitung von Spezifika geschaffen wird. Zeitlich werden die Jahre zwischen 1906 und 1916 betrachtet, ein Zeitraum rasanter Urbanisierung und Umbrüche, in dem die städtischen Gesellschaften in Bewegung gerieten und Zugehörigkeiten neu ausgehandelt wurden.

Als Ergebnis seiner Fallstudien benennt Gerasimov drei soziale Praktiken der russländischen Subalternen: den „middle ground“ (S. 13), der vor allem für Kazan' und Nižnij Novgorod charakteristisch gewesen sei, und den er als beständige Aushandlung zwischen unterschiedlichen Kulturen definiert, in deren Folge ein neuer Raum entstanden sei. Dieser neue, dritte Raum war durch alltägliche interethnische Kooperationen gekennzeichnet, die der Erreichung gemeinsamer Ziele dienten und sich äußeren, diskursiven Zuschreibungen entzogen. Anders verhielt es sich in Vilna, das als vergleichsweise stabile städtische Gesellschaft galt. Diese Stabilität sei durch – und dies ist die zweite von Gerasimov in seiner Untersuchung herausgearbeitete soziale Praxis – eine spezifische Praxis der Patriarchalität („patriarchality“, S. 14) erreicht worden, im Rahmen derer bestimmte Formen der subalternen Lebensweisen toleriert wurden, solange sie die lokale Ordnung nicht grundlegend gefährdeten. Als Beispiel wird die Prostitution angeführt, die in einem gewissen Rahmen existierte und geduldet wurde. Dritte soziale Praxis ist die notorische Gewalt, die die Welt der städtischen Unterschichten prägte. Gerasimov interpretiert sie, am Beispiel von Odessa und Kazan', als Ausdruck eines „mental mapping of social spaces“ (S. 131), sie habe für die *urban poor* die einzige Alternative zur verbalisierten Kommunikation dargestellt, um Vorstellungen von einer bestimmten sozialen Ordnung sowie Ansprüchen auf bestimmte soziale Räume Ausdruck zu verleihen.

Den Epilog des Buches stellt ein Ausblick auf die Oktoberrevolution und die sowjetische Zeit dar. Die Bolschewiki hätten durch ihre Sprache der direkten Aktion als einzige revolutionäre Gruppe die „urban plebeian society“ (S. 187) erreicht, die Praktiken der Unterschichten seien dementsprechend in den ersten Jahrzehnten sowjetischer Herrschaft weitgehend gleich geblieben. Erst seit den 1950er Jahren sei hier ein Wandel eingetreten.

Die Studie von Ilya Gerasimov ist zweifellos ein gewichtiger Beitrag zur Frage der Grenzen und Möglichkeiten des Schreibens einer russischen Stadtgeschichte ‚von unten‘. Mit der Analyse der „body language“ (S. 8) der vielfach marginalisierten *urban poor* betritt sie methodisches Neuland und stellt einen allemal anregenden Impuls in einer nicht gerade überreichen Forschungslandschaft dar. Zugleich fordert der ambitionierte

Anspruch zu kritischen Gegenfragen heraus: Ist das Bild einer stummen, uns nur über ihre Praktiken erschließbaren subalternen städtischen Gesellschaft nicht allzu homogenisierend, und führt es – trotz der postkolonialen Anlage der Analyse – nicht letztendlich zu einem essentialistischen *othering* der *urban poor*? Wo bleiben die sozialen Mobilitäten, die auch Teil des Lebens in der Stadt waren und nicht immer nur nach unten führen mussten, zumal in einer längeren zeitlichen Perspektive? Und ist es uns wirklich kategorisch unmöglich, die vorhandenen textlichen Zeugnisse, die von den armen Bewohnern und Bewohnerinnen der Städte überliefert sind, zu lesen, oder stellt die zweifelsohne grundlegende zeitliche und soziale Distanz, die uns von diesen Texten trennt, nicht eine grundsätzliche Herausforderung jeder Quellenanalyse dar und beschränkt sich nicht nur auf Zeugnisse von den sozialen Rändern der Städte? Ilya Gerasimov hat mit seinem Buch einen inspirierenden Beitrag dazu geleistet, dass eine solche Diskussion über diese Fragen in Gange kommt.

HANS-CHRISTIAN PETERSEN

Oldenburg

Peter Kaiser

Das Schachbrett der Macht. Die Handlungsspielräume eines sowjetischen Funktionärs unter Stalin am Beispiel des Generalsekretärs des Komsomol Aleksandr Kosarev (1929–1938)

Mit einem Vorwort von Dietmar Neutatz. Stuttgart: Ibidem, 2017. XVI, 1172 S. = Soviet and Post-Soviet Politics and Society, 166. ISBN: 978-3-8382-1052-0.

Dies ist die Biographie eines der höchsten Führungskader des Stalinismus, Aleksandr Kosarev. Solche Biographien stalinistischer Machttäger, wie die von N. Ežov, A. Ždanov, V. Molotov, S. Oržonikidze, L. Berija u. a. m. bilden – neben den diversen von J. Stalin selbst – unterdessen einen wichtigen Bestandteil der politischen Geschichte dieser Periode.

Kosarev war fast zehn Jahre lang (1929 bis 1938) Generalsekretär des kommunistischen Jugendverbandes Komsomol, der mächtigsten Massenorganisation, und somit nahe der höchsten Machtspitze. Es ist die Karriere eines typischen stalinistischen Funktionärs, die einem in der Gefolgschaft des sowjetischen Führers verbreiteten Muster folgte: der Aufstieg aus einfachen Verhältnissen und eine Partei- bzw. Komsomol-Karriere, die nicht auf Bildung und Ausbildung gegründet war, sondern allein auf das Wirken als kommunistischer Organisator im Auftrag eines „Höheren“. Jedoch zeichnete

sich seine Position dadurch aus, dass er innerhalb von Stalins Reich das Amt, das ihm gegeben worden war, so lange und mit einer solchen Machtvollkommenheit halten konnte wie kaum ein anderer aus der Gefolgschaft des Führers (*vožd'*).

Die vorliegende Biographie stützt sich auf umfangreiche Quellensammlungen aus den politischen Archiven und eine Vielzahl publizierter sowjetischer Berichte, die kritisch gesichtet und interpretiert werden. Dies geschieht mit großem Differenzierungsvermögen in der Bewertung, eine besondere Leistung angesichts vielfacher posthumer Beschönigungen und verbreiteter Legenden um den jugendlichen Generalsekretär.

Dessen Karriere war nicht allein durch seinen Aufstieg auf den machtpolitischen Stufen der sowjetischen Hierarchie bestimmt, die ihn an die Spitze des Jugendverbandes setzte. Als Generalsekretär des Komsomol hatte er sich vor allem als Statthalter des *vožd'* zu bewähren, dem er immer neu seine Treue unter Beweis stellte. Die ersten Sporen verdiente er sich – noch vor Erringung seiner Führungsposition – bereits mit der Erfüllung des Stalinschen Parteauftrags, als er sich 1925/26 an der „Säuberung“ Leningrads von der Vormacht der „linken Opposition“ beteiligte. Ebenso sorgte er, als er 1929 die Führungsverantwortung im Komsomol übernahm, sofort für dessen ideologische Ausrichtung auf die „Generallinie“ Stalins und für die Ausmerzung aller „linksradikalen“ Tendenzen. 1932 durch das Politbüro mit einer Kommission zwecks Disziplinierungs- und Strafexpeditionen in die Ukraine und den Nordkaukasus entsandt, tat er sich – mitten in der grassierenden Hungersnot – mit der Beteiligung an Komsomol- und Parteireinigungen, Massenverhaftungen und Bauerndeportationen hervor. Er wurde 1934 mit der Wahl ins ZK der Partei und in dessen Orgbüro belohnt. Die Mission, die Schuldigen am Kirov-Mord in Leningrad im Dezember 1934 explizit unter den Zinov'ev-Anhängern ausfindig zu machen, war ein ganz persönlicher Auftrag Stalins, den Kosarev zusammen mit Nikolaj Ežov, dem späteren NKVD-Chef, übernahm.

Im exakten Gleichschritt mit den Parteisäuberungen leitete er das große Aufräumen unter den Komsomol-Funktionären mit Kampagnen in den Jahren 1933–1935, in deren Rahmen fast eine halbe Million Mitglieder des Komsomol ausgeschlossen wurden – „kleine Fische“, Funktionäre mittleren Ranges, die Platz für den Aufstieg von Kosarevs eigenen Leute machten. Auf den oberen Stufen der bolschewistischen Machthierarchie angelangt, trachtete er danach, das politische Gewicht, die Machtvollkommenheit und den Aktionsradius für die Jugendorganisation – und somit für deren Führer – auch auf dem Gebiet der Wirtschaft beständig zu erweitern und so den Komsomol als treibende Kraft im „sozialistischen Wettbewerb“ zu etablieren. Als das Bestreben, gar die Aufsicht über Betriebe, Baustellen und ganze Industriezweige zu erlangen, zu einer Doppelung der Herrschaftsstränge von Partei und Komsomol zu führen drohte, musste der ehrgeizige Kosarev unter dem Druck der Partei zurückstecken und die Tätigkeit des Verbandes wieder allein auf die Erziehung der „künftigen Erbauer des Sozialismus“

ausrichten. Damit übernahm er die mächtige Rolle des Chefs einer Kaderreserve, aus der nun die Profiteure des Aderlasses kommen sollten, den Stalin der Partei aufzwang.

Auf die Vorboten des Großen Terrors, der Jagd auf „Sowjetfeinde“, „Spione“ und „Verräter“, die sich 1936 in der Partei mit dem Schlag gegen die Führung der Azov-Schwarzmeer-Region zeigten, reagierte Kosarev sofort mit buchstäblich parallel nachvollzogenen Säuberungsaktionen gegen die gleichen regionalen Führungen der Jugendorganisation.

Der seit Beginn 1937/38 anrollende „Säuberungsterror“ der Stalinschen Führung gegen alle ihr verdächtigen Elemente der mittleren und höheren Parteielite (Nomenklatura) fand seine volle Entsprechung in der Repressionspraxis seitens der Komsomol-Führung unter Kosarev. Dieser versuchte allerdings immer noch, vor den Granden der Partei ein Bild zu zeichnen, das seinen Verband als mehr oder weniger immun gegen den „Trotzkismus“ darstellte. Dies sollte ihm im Laufe des schicksalhaften Jahres 1937 trotz aller Bemühungen, durch die Absetzung und Denunzierung von immer mehr und höheren Funktionären seiner Organisation „Wachsamkeit“ zu demonstrieren, als Verweigerung der völligen Gefolgschaft in der Terrorpolitik angerechnet werden. Dieser Vorwurf Stalins, den dieser in Anwesenheit seines engsten Führungskreises im Sommer 1937 dem herbei zitierten Kosarev entgegen schleuderte, besiegelte dessen Schicksal. Nun sorgte Kosarev dafür, dass die Opferung der Nomenklatura-Angehörigen im Komsomol nicht nur die lokalen und regionalen Führungskader, sondern selbst das ZK des Verbandes erreichte. Jedoch vermochte er immer noch den engeren Kreis seines persönlichen Netzwerkes, seine Vertrauten, fast gänzlich zu schützen. Es wird deutlich, dass die Machtdynamik des sowjetischen Systems von seinen Führern die Praxis erzwang, ihre Machtpositionen durch eigene, auf persönliche Gefolgschaft basierende Netzwerke abzusichern. In Stalins Herrschaftslogik stellten diese Netzwerke separate Machtzentren dar, die der absoluten Führermacht des *vožd'* im Wege standen und zu liquidieren waren.

Der Autor zeichnet unter genauer und kritischer Abwägung aller Quellen den Prozess der Unterwerfung des Statthalters Kosarev nach, dem Stalin die Auslieferung auch seiner nächsten Vertrauten abzuwingen suchte, und den er zudem dazu brachte, vor seinem eigenen Verband das Büßergewand der „Kritik und Selbstkritik“ anzulegen und sich so der Unangreifbarkeit zu berauben. Diese Zäsur in der Karriere Kosarevs geschah mehr als ein Jahr vor seinem endgültigen Sturz. Während dieser Periode der bedrohlich aufrechterhaltenen Beobachtung durch den misstrauischen Stalin bemühte sich Kosarev um einen Spagat, wie ihn ähnlich auch lokale und regionale Parteiführer praktizierten: Einerseits versuchte er, den Terror gegenüber seinen Komsomol-Funktionären mit brutalsten Mitteln zu exekutieren, andererseits die Liquidierung von deren Machtbasis zu vermeiden und die gänzliche Zerstörung der Apparate zu verhindern. Am Ende misslang dieses – durchaus auf die eigene Person ausgerichtete – Manöver. Kosarev wurde im November 1938 im Beisein und auf Druck aller

prominenten Führer der Partei durch das ZK-Plenum des Komsomol gestürzt, kurz darauf als „Feind“ verhaftet, verurteilt und schließlich im Februar 1939 erschossen.

Stalin nahm sowohl Kosarevs fehlende Bereitschaft, die eigenen Netzwerke aufzugeben, als auch dessen fortgesetzte Versuche, „eigene“ Kader zu fördern, wahr, was dem *vožd'* den ungebrochenen Willen Kosarevs zur „Selbständigkeit“ anzeigte. Dies genügte, um ihn als „Feind“ zu stigmatisieren.

Die machtpolitische, von Terror gestützte Dynamik des Stalin-Systems – für die das Schicksal Kosarevs ein exemplarischer Fall darstellt – ist noch selten so genau, in so sorgfältiger Abwägung der Quellen nachgezeichnet worden. Einige kritische Bemerkungen genereller Art lassen sich dennoch nicht vermeiden.

Entgegen der erklärten Ablehnung des Autors, Zusammenfassungen der Abschnitte und Kapitel zu bieten, wären diese bitter nötig gewesen, um mit analytischen Perspektiven Schritt für Schritt der ausufernden Materialdarstellung Ordnung und Übersicht zu geben. Dafür hätten vielfach Seitenwege der Darstellung, auf die sich der Autor durch die Fülle seines Materials locken ließ und die überflüssigerweise zusätzlich in den Fußnoten weiterverfolgt werden, eingespart werden können.

Eine wirkliche Störung des Leseflusses stellt die Vielzahl von Fehlern aller Art im gesamten Text dar. Syntaxfehler, schlichte Tippfehler, eine fatale Willkür beim Artikelgebrauch etc. sind auf fast jeder Seite festzustellen. Das offensichtliche Bemühen um differenzierte Interpretation des Materials hat den Autor vielfach zu einem übermäßig gewundenen und gekünstelten Stil verführt. Zusätzlich zeichnet sich die Darstellung an vielen Stellen durch ein solches Ausmaß von Redundanzen aus, dass Leser und Leserinnen sich in ihrer intellektuellen Auffassungsgabe deutlich unterschätzt fühlen müssen.

Peter Kaiser hat mit seinem Werk ein riesiges Konvolut von Materialien bearbeitet und dabei mit beispielhafter Quellenkritik interpretiert. Er hat mit seiner Analyse einen höchst wichtigen Beitrag zur politischen Geschichte des Stalinismus geliefert. Allerdings hätte es dieses bedeutende Werk verdient gehabt, mit vergleichbarer Sorgfalt überarbeitet und redigiert zu werden.

BENNO ENNKER

Tübingen

Eileen Kane

Russian Hajj. Empire and the Pilgrimage to Mecca

Ithaca, NY: Cornell University Press, 2015. XIV, 241 S., 64 Abb., 6 Ktn.

ISBN: 978-0-8014-5423-3.

Das Russische Reich herrschte gegen Ende des 19. Jahrhunderts über etwa zwanzig Millionen Muslime. Sie waren damit nach den orthodoxen Christen die größte konfessionelle Gruppe. Mit der infrastrukturellen Transformation des Reiches im späten 19. Jahrhundert wurde das Zarenreich, so die zentrale These Eileen Kanes, zu einem Patron der jährlichen muslimischen Pilgerfahrt. Das Zarenreich selbst war in hohem Maße am Ausbau einer dynamischen Infrastruktur für seine muslimischen Untertanen beteiligt, und auf diese Weise entwickelte sich ein Netzwerk, das über die Grenzen des Russischen Reiches hinausreichte. Kane argumentiert, dass man in diesem Sinne die Grenzen des Imperiums als porös und dynamisch verstehen müsse. Indem Kane diese Entwicklung rekonstruiert, zeigt sie im Gegensatz zu einem Großteil der Forschungsliteratur, dass das Russische Reich nicht grundsätzlich versuchte, transimperiale Kontakte seiner Muslime zu unterbinden, sondern sie im Falle des Hadsch sogar ermöglichte. Das Russische Reich tat dies nicht, weil es den Hadsch per se fördern wollte, sondern um seinen globalen Einfluss zu stärken, von der Pilgerfahrt ökonomisch zu profitieren und – nicht zuletzt – um die Muslime in das Imperium zu integrieren.

Die Unterstützung des Hadsch begann ungeplant und dezentral, weil das orthodoxe Christentum nach wie vor als die privilegierte Religion des Reiches gelten musste. Die Geschichte der zarischen Unterstützung des Hadsch begann in den 1840er Jahren im Kaukasus, einer Region, in der Russland die Routen der Pilgerfahrt mit anderen muslimischen Mächten in Zentralasien und mit Persien aushandeln musste. Zugleich wollte der russländische Staat seinen Einfluss im osmanischen Syrien, damals ein wichtiger Teil der Pilgerroute, stärken. Dass Russland in diesem Prozess zu einem Patron der Pilgerfahrt wurde, lag auch daran, dass kaukasische Muslime, die während des Hadsch Hilfe benötigten, sich an russische Konsulate wandten. In diesem Zusammenhang war die Eröffnung von russischen Konsulaten in Aleppo und Damaskus in den 1840er Jahren ein wichtiger Meilenstein. Frühere Überlegungen, die Pilgerfahrt zu erschweren, wurden nun endgültig aufgegeben. Stattdessen wurden Versuche unternommen, durch die Pilgerfahrt einflussreiche Muslime im Kaukasus zu identifizieren, die der Staat dann kooptieren konnte. Auch in anderen Städten wie Bagdad, Dschiddah und Bombay eröffnete Russland Konsulate und nutzte auf diese Weise die Pilgerfahrt, um den eigenen Einfluss in einer Region zu stärken, in der europäische Kolonialmächte miteinander konkurrierten.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Hadsch in Russland schließlich zu einem Massenphänomen – einerseits infolge von Russlands imperialer Expansion in

Zentralasien, andererseits durch den Ausbau von Eisenbahnlinien. In den 1880er Jahren pilgerten zehntausende Muslime, mehrheitlich aus dem Kaukasus und Zentralasien, aber auch aus Persien, Afghanistan und China, über russische Landrouten und Schwarzmeershäfen nach Mekka. Besonders Odessa wurde zu einem wichtigen Verkehrsknoten für die Pilger. Begleitet wurde dieses Phänomen von Befürchtungen, dass die Pilgerfahrt den Pan-Islamismus stärken und außerdem zu einer massiven Verbreitung von Epidemien führen könnte. Als zunehmend deutlich wurde, dass sich der Hadsch nicht eindämmen ließ, bemühten sich russische Bürokraten im Innen- und Außenministerium, Kontrolle über die Routen und die Pilger zu gewinnen. Dazu versuchten sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts, „muslimische Agenten“ zu rekrutieren, die für die Regierung Berichte über die Pilgerfahrt schreiben könnten. Auf dieser Grundlage schuf das Russische Reich ein Netzwerk, das über die Grenzen des Imperiums hinausging, so dass der Versuch, die Pilgerfahrt zu kontrollieren und zu kanalisieren, zu einem „cross-border enterprise“ (S. 84) wurde.

Ziel der Regierung war es, die Pilger auf „state-sanctioned routes“ (S. 86) zu leiten. Die aus Sicht des Russischen Reichs erwünschte Route führte von Odessa – möglichst ohne Zwischenstopp in Konstantinopel, das als Zentrum des Pan-Islamismus galt, – direkt nach Arabien. Zugleich sollte der russische Staat von der Pilgerfahrt ökonomisch profitieren. Um dies zu gewährleisten, sollten die Pilger mit russischen Eisenbahnen und Dampfschiffen reisen. Die von zurückgekehrten Pilgern verfassten Berichte ließen diese Routen aber nicht in einem positiven Licht erscheinen. Sie beschwerten sich über unzumutbare Reisebedingungen, und auch dass die orthodoxen Pilger viel besser behandelt wurden, blieb den Muslimen nicht verborgen. Die Vorstellungen, wie die Pilgerfahrt am besten zu organisieren sei, gingen auch innerhalb der administrativen Eliten durcheinander. Auf einer interministeriellen Konferenz im Jahr 1904 einigte man sich darauf, dass das Transportministerium und das Innenministerium logistische Fragen gemeinsam lösen und spezielle Waggons für die Pilger bereitstellen müssten. Informationen über diese Pläne wurden in muslimischen Zeitungen veröffentlicht. Durch die revolutionären Erhebungen von 1905 war das Russische Reich besonders daran interessiert, die Pilgerfahrt zu kontrollieren. Die Pilgerfahrten in den Jahren 1907 und 1908 machten aber deutlich, dass es der Regierung nicht gelungen war, ein Monopol über die Reiserouten zu erlangen. Dies änderte sich auch nicht, als Premierminister Stolypin 1908 den aus Taschkent stammenden Said Gani Saidazimbaev zum Direktor für die Pilgerfahrt ernannte. Weitreichende Pläne hatten zum Ziel, den Hadsch ausschließlich über Odessa zu organisieren und ähnlich wie Thomas Cook eine „package tour“ (S. 126) für die Pilger anzubieten. Außerdem sollte in Odessa durch die Bereitstellung sanitärer Einrichtungen die Gefahr von Epidemien eliminiert werden. Ziel war es, in der Stadt insgesamt eine weitreichende Infrastruktur für die Pilger aufzubauen. So wurde Odessas Haus der Industrie in einen „elaborate hajj complex“ (S. 139) umgewandelt. Stolypin hoffte, dass durch die Ernennung eines muslimischen

Verantwortlichen die Loyalität der Muslime zum Imperium gestärkt würde. Tatsächlich sorgte der von Saidazimbaev erdachte Komplex aber für noch mehr Unzufriedenheit. Auf den Seiten muslimischer Zeitungen erschienen Erfahrungsberichte von Pilgern, die sich eingesperrt fühlten, sich über die Höhe der Fahrtkosten beschwerten und sich insgesamt von russischen Beamten schlecht behandelt fühlten. Nach Saidazimbaevs Entlassung bemühten sich russische Beamten weiter darum, den Hadsch zentral zu organisieren, was jedoch letztlich nicht gelang. Die Regierung konnte aber durchaus Erfolge vorweisen: Immerhin entschied sich die Mehrheit der Pilger für die von St. Petersburg favorisierte Route über Odessa und das Schwarze Meer und nutzte die vom Russischen Reich angebotene Infrastruktur.

Der Erste Weltkrieg unterbrach schließlich die muslimische Pilgerfahrt, die unmittelbar davor ca. 300 000 Menschen pro Jahr unternommen hatten. Trotz ihrer anti-religiösen Politik im Inneren eröffneten die Bolschewiki in den 1920er Jahren die Hadsch-Routen abermals, allerdings nicht für die sowjetischen Muslime, sondern für ausländische, die über die Sowjetunion nach Mekka reisen wollten. Sie hofften, auf diese Weise den Muslimen die Vorzüge des sowjetischen Projekts nahe zu bringen, die sozialistische Revolution in die muslimische Welt zu tragen und dort antikoloniale Rebellionen auszulösen. Tatsächlich aber erwies es sich für die Sowjetunion als äußerst schwierig, eine große Zahl von Muslimen für die Reise durch die Sowjetunion zu gewinnen, und diejenigen, die diese Reise auf sich nahmen, waren mitnichten von der sowjetischen Wirklichkeit beeindruckt. Die sowjetische Unterstützung des Hadsch endete relativ abrupt mit der Großen Depression im Jahre 1930.

Eileen Kane schließt mit dieser quellengesättigten und analytisch stets auf hohem Niveau argumentierenden Studie eine wichtige Forschungslücke. Sie zeigt, wie das Russische Reich – stets im verborgenen, um die Identifikation des Imperiums mit dem orthodoxen Christentum nicht zu schwächen, – allmählich zu einem Organisator der muslimischen Pilgerfahrt wurde und dafür durch ein Netzwerk von ausländischen Konsulaten eine Infrastruktur schuf, die über die Grenzen des Staates hinweg wirkte. Damit ist die Studie zugleich ein wichtiger Beitrag für die Geschichte des Russischen Reiches in einer sich rapide globalisierenden Welt.

FRANZISKA DAVIES
München

Nature and the Iron Curtain. Environmental Policy and Social Movements in Communist and Capitalist Countries 1945–1990

Ed. by Astrid Mignon Kirchhof and J. R. McNeill. Pittsburgh, PA:

University of Pittsburgh Press, 2019. VII, 312 S. ISBN: 978-0-8229-4545-1.

Historians have interpreted the Cold War in various, sometimes contradictory ways. While there seems to be a general consensus about the many adverse consequences of the conflict, despite its relatively subdued nature, it is at times seen as a period during which environmental sciences prospered and technological developments were stimulated. With regards to the environment, most historians agree that the arms race was not only directly damaging through warfare and weapons testing but also indirectly harmful. By channelling the majority of their efforts and budget into the military sector, governments arguably deprived themselves of the financial means and other resources to protect an environment that was increasingly suffering on both sides of the Iron Curtain as a consequence of industrial modernity. This edited volume by Astrid Mignon Kirchhof and John R. McNeill, which gathers the papers presented during a workshop held at the German Historical Institute in Washington, D.C., seeks to contribute to the discussion about the impacts of the Cold War on the environment by focussing on environmental movements and environmental policies in East and West. While there is already a range of books with Cold War in their titles, these mainly contain contributions to the histories of the United States or Western Europe. This volume, however, includes a number of chapters dedicated to the environmental histories of countries in the Eastern Bloc. When it comes to the West, the focus of the volume tends to be on Germany. It is rather the juxtaposition of strongly archive-based histories from both sides of the Iron Curtain that make this book a very welcome and refreshing contribution to the field.

In their introduction the editors start with the assumption that the rise of environmentalism in the industrial world was closely connected to the conditions and dynamics of the Cold War and the fact they appeared simultaneously was by no means accidental. While this is an interesting argument, the introduction would have benefited from further elaboration on where they see the possible connections. Do they, like historian Stephen Brain (Stephen Brain: *The Appeal of Appearing Green: Soviet-American Ideological Competition and Cold War Environmental Diplomacy*, in: *Cold War History* 16 [2016], 4, pp. 443–462), find that the Cold War provided an impetus to demonstrate environmental superiority? Would it then follow that the growth of grassroots environmentalism in the late 1960s was inspired by Cold War policymaking? Or were environmental movements not rather a result of the damage industrial modernity had done to the environment, regardless of the ideological divide? Through the lens of environmentalism and environmental policy, the volume seeks to show that the Iron

Curtain was much more permeable than previously thought and that both sides shared information and exchanged ideas on many problems and priorities. The overarching aim of the book is thus to gain an insight into whether and how the Cold War contributed to the rise of environmentalism.

The book comprises 13 chapters, which are divided into three sections. The first and by far the largest section, “Communist and Capitalist System Revisited”, explores in seven chapters the approaches the governments from both sides of the Iron Curtain took to environmental protection from the 1950s. The first three chapters are dedicated to the former Soviet Union and draw similar conclusions regarding the impact of the Cold War on environmental problems. In his study on the governance of inland waters in the Soviet Union, LAURENT COUMEL very convincingly shows how Soviet environmentalism grew during the times of East-West rapprochement in the late 1950s/early 1960s and then again at the end of the 1980s. Between these periods, conservationist ideas had very little impact, despite the official debates. It was thus not the Cold War rivalry but rather rapprochement that served as the impetus. Soviet environmentalism, he argues, also differed from Western environmentalism, not only due to the often cited lack of free speech, but because of its peculiar technocratic character, which meant that environmental issues were considered to be separate from the social and economic spheres. ANOLDA CETKAUSKAITE and SIMO LAAKONEN present similar findings in their study on Lithuanian wastewater treatment and argue that water conservation in the Soviet Union was most successful in the 1950s and 1960s, but tailed off in the 1970s and 1980s when Cold War tensions were high. Although not directly referring to it, TETIANA PERGA’s article on the environmental movement in the wake of the nuclear disaster in Chernobyl shows how Soviet environmentalism successfully unfolded towards the end of the Cold War and contributed to the end of this conflict. The next four contributions focus on environmentalism or environmental policies in West Germany, Italy and the United States and provide an insight into a variety of Cold War relationships. While Soviet environmentalism stagnated during the 1970s and early 1980s, environmental movements in West Germany succeeded during the same period, making the mass peace movements of the early 1980s possible, as STEPHEN MILDER argues. Again, unlike in the Soviet Union, the Cold War divide seems to have hindered progress on environmental policies in Italy during the 1960s, as environmental initiatives across party lines were impossible in the context of Cold War polarization between the communist party and other parties, as WILKO GRAF VON HARDENBERG shows. Most surprising was BRIAN JAMES LEECH’s research on environmental activism in Montana, in which he argues that Cold War fears as well as the resentment towards the influence of outsiders encouraged the anti-nuclear movement and made it into one of the most effective environmental initiatives. Finally, as shown by HENDRIK EHRHARDT’s case study on West German utility companies, while the reluctance to implement environmental measures was equally strong in the

East and in the West, the impact and timing of environmentalism on both sides of the Cold War divide differed significantly. In Germany, companies refused to adapt to new environmental regulations, but because the environmental movement was able to exercise enough pressure on the state, the government, for its part, subsidised air purification plants and the companies began to project a “green” image.

In their second section entitled “The Porous Iron Curtain”, the editors aim to illustrate cross-border interactions in environmental politics. In her comparative study on environmental movements in East Germany and Poland, JULIA AULT vividly depicts how environmentalists from both countries collaborated, despite their different political circumstances. While in East Germany environmental protests were not generally considered acts of dissidence, in Poland, which saw many more protests in the 1980s, activists were not particularly interested in environmental topics but still turned their country into an Eastern European centre of networking for environmental issues due to the eased travel restrictions. For his case study on Czechoslovakia, EAGLE GLASSHEIM challenges Raymond Dominick’s argument, according to which authoritarian regimes are immune to public opinion, and shows instead how, despite the political liberalization after the Prague Spring, environmental concerns were only shared by local officials and not by the population at large. He attributes the lack of improvement in environmental conditions to economic interests. In a similar vein, in his study on West German agriculture, SCOTT MORANDA argues that the political, economic and military alliance with the USA may have shaped German agronomists’ decision in favour of high-input farming, but had less impact on the actual choice of production methods than Germany’s opening to a global market, the demands of which were more instrumental. HRVOJE PETRIC’s contribution presents an interesting overview of environmental policies and movements in Yugoslavia.

The final section “Environmentalism and Détente” addresses the question of whether the détente can be considered the engine of change or whether politicians used environmental issues to further their own aims. JACOB HAMBLIN’s study on a large US government-run nuclear-powered desalination project in the Middle East, sold as a “Water for Peace” initiative certainly supports the latter argument. As Hamblin shows, despite the fact that the dual-use nuclear plant made little sense, the Johnson administration went ahead with its plan. In the end, the US government’s wish to implement nuclear technology, which at the time was considered the remedy for all societal ills carried more weight than the motivation to actually solve the environmental issue in Israel. East Germany’s government was equally opportunistic, as ASTRID MIGNON KIRCHHOF argues in her article with its focus on the struggle of the GDR government for political recognition. Environmental diplomacy, she contends, created a space for East-West negotiations, enabled cross-border environmental cooperation and helped to extract concessions so that the GDR could gain sovereignty.

The book provides ample opportunities for reflection and discussion. Firstly, the chapters on the East clearly illustrate the diversity of conditions and outcomes of environmentalism on various levels and shed light on the otherwise hidden established narratives, according to which environmentalism can only arise in liberal democracies under conditions of freedom of speech. Secondly, it questions the use of the Cold War as an interpretative framework. While all cases are set during the Cold War era, the connection to the actual conflict, military pressure or competition to be the most successful environmentalists do not feature very strongly in any of them. This, thirdly, highlights the fact that environmental demands are always closely connected to the economy and politics, and never purely a result of ecological concerns. This edited volume therefore makes a significant contribution to ongoing discussions and can deepen our understanding of the relationship between society and nature during the Cold War era and beyond.

KATJA DOOSE

Fribourg

David Kowalski

Polens letzte Juden. Herkunft und Dissidenz um 1968

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018. 243 S., 4 Abb. = Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, 30. ISBN: 978-3-525-37068-1.

Die 2015/16 an der Universität Leipzig angenommene Dissertation bietet einen erhellenden Beitrag zu Ursprung und Herausbildung des Dissidentenmilieus in der Volksrepublik Polen. Die im Untertitel genannte Herkunft spielt dabei insofern eine Rolle, als die Hauptakteure des Dissidentenmilieus Kinder oder Enkel jüdischer Eltern und Großeltern waren. Sie selbst empfanden sich jedoch in erster Linie als Kommunisten, Internationalisten und Humanisten ihres polnischen Heimatlands. Der Verfasser fragt „nach der Bedeutung der jüdischen Zugehörigkeit [...], nach den Erfahrungen des Holocaust und seinem Nachwirken sowie nach der engen Verflechtung von Herkunft, kommunistischer Hoffnung und der Enttäuschung von 1968“ (S. 30).

David Kowalskis Ansatz ist kollektivbiografisch, doch ist die Schilderung eingebettet in die Zeitgeschichte Polens. Er nutzt neben der von ihm eingesehenen, sehr überschaubaren Archivüberlieferung im Institut für das Nationale Gedenken (IPN) und im Archiv neuer Akten – beide Institutionen befinden sich in Warschau – auch Informationen aus Gesprächen mit 20 Zeitzeugen männlichen und weiblichen Geschlechts. Außerdem hat er Presseberichte, einige Bände mittlerweile edierter einschlägiger Archiv-

Dokumente und eine hinsichtlich ihres Umfangs beachtliche deutsch-, englisch- und polnischsprachige Forschungs- und Erinnerungsliteratur herangezogen; einschlägige Beiträge aus der Osteuropäischen Geschichte fanden jedoch kaum Berücksichtigung. Biografisch ist Kowalskis Zugang auch dadurch, dass seine Eltern – Dr. Henri Kowalski und Danuta Kowalski geb. Strasser – zu den Befragten gehören, die als Studenten an den Geschehnissen Anteil genommen hatten, ehe sie Polen den Rücken kehrten.

Kowalski hat seine Untersuchung in drei Hauptteile gegliedert. Im ersten geht es um die Identifikation der Oppositionellen mit der polnischen Kulturnation und um ihre politischen Bemühungen im Jahr 1968, deren Anlass die am Warschauer Nationaltheater verfügte Absetzung des polnischen Nationalepos *Dziady* von Adam Mickiewicz war und die sich im März zu Studentenprotesten ausweiteten. Der zweite Hauptteil behandelt das kommunistische Selbstverständnis der sich selbst als „Widerspruchsuchende“ Bezeichnenden, soweit es sich zwischen 1962 und 1967 herausbildete. Im dritten Teil liegt der Schwerpunkt auf der jüdischen Familiengeschichte der Aktivisten. Der Band ist durch mehrere Register erschlossen.

Die Darstellung geht assoziativ voran und bedient sich mehrerer Rückblenden, in denen wichtige Elemente der Vorgeschichte der politischen „Dissidenz um 1968“ zur Sprache kommen. Kowalskis Protagonisten entstammten fast durchweg assimilierten jüdischen Familien und privilegierten Elternhäusern, wobei die Väter in den Anfangsjahren der Volksrepublik Polen in einflussreiche Ämter aufgestiegen waren. Viele hatten unter dem Nationalsozialismus ermordete Verwandte zu beklagen. Ihre Kinder erzogen sie zu Kommunisten, ohne jegliche Religiosität, und sie schickten sie zu den Roten Pfadfindern. Dennoch ging dieser jüngeren Generation bald auf, dass der Kommunismus keineswegs Freiheit, Gleichheit und Wahrhaftigkeit zu gewährleisten vermochte.

Mit Blick auf „Herkunft und Zugehörigkeit“ machten sie ähnliche Erfahrungen wie ihre Eltern, die in der Zweiten Polnischen Republik aufgewachsen waren: Sobald sich die Jungkommunisten trauten, die Widersprüche der realen kommunistischen Herrschaft offen zu kritisieren, wurden sie als Nichtzugehörige betrachtet. Sie konnten ihr „Anderssein“ (S. 176) – außer in ihren kleinen Debattenzirkeln (Klubs) – nicht wirklich überwinden.

David Kowalskis Darstellung bietet Neues insbesondere in den familien- und lebensgeschichtlichen Rückblicken seiner Protagonisten und Protagonistinnen, sei es Krystyna Flato (S. 85 f.), Irena Grudzińska (S. 87, 155–164), Jan Gross (S. 118–120), Henri Kowalski und dessen Eltern Artur und Irena (S. 194 f.) oder der Familie von Kowalskis Großeltern mütterlicherseits (S. 127, 134, 197 f.). Etwa die Hälfte seiner Zeitzeugen bringt uns der Verfasser auf diese Weise näher. Ein Teil der Assimilationswilligen ließ den Familiennamen ändern (S. 164), denn einen jüdischen Namen zu tragen, stigmatisierte und beschwor Diskriminierung durch das nichtjüdische Umfeld herauf (S. 66, 209); die Kinder erhielten selbstredend polnisch-christliche – und insofern programmatische – Vornamen.

Doch waren der „Assimilation an das Polnische“ (S. 191) aus der – kommunistischen und jüdischen – Familiengeschichte herrührende Grenzen gezogen. Weil „Judenfeindschaft“ Bestandteil der polnischen Identität war (S. 205), ließ sich für die Nachfahren und Angehörigen jener, die dem nationalsozialistischen Judenmord zum Opfer gefallen waren, die vollständige Übereinstimmung an diesem Punkt nie erreichen.

Für die Elterngeneration, die sich vom Judentum abgewandt hatte, war die jüdische Vergangenheit kein Thema von Familiengesprächen. Den in der Gesellschaft tief verankerten antijüdischen Ressentiments und Stereotypen standen die jungen Intellektuellen dann verständnis- und weitgehend hilflos gegenüber. Sich mit ihnen auseinanderzusetzen, hätte die beinahe bedingungslose Anpassung der Elterngeneration an „das Polnische“ (S. 212) als Irrweg erwiesen und wäre, so Kowalski, „einer Rücknahme der von den Eltern vollzogenen Polonisierung gleichgekommen“ (S. 193).

Andererseits waren die Dissidenten und Dissidentinnen, die in den 1960er Jahren den polnischen Kommunismus verbessern wollten, keine Verfechter des Liberalismus. Die Abwendung von der marxistischen Ideologie erfolgte erst ein Jahrzehnt später, nachdem einige der jungen Studierenden verhaftet, verhört und teils zu empfindlichen Gefängnisstrafen verurteilt, viele andere aus Polen vertrieben worden waren.

Kowalskis Begrifflichkeit kann nicht durchweg überzeugen. So sind für ihn Kommunismus und Sozialismus offenbar gleichwertige Begriffe, obgleich dieser sich auf politische Richtungen bezieht, deren Anhängerzahl über die (geringe) Zahl der Kommunisten weit hinausging. Einmal stellt Kowalski verwirrenderweise fest, dass „gerade die kommunistische Erziehung im sozialistischen Polen den Nährboden für den Nonkonformismus“ seiner Protagonisten geliefert habe (S. 120). Den unscharfen Begriff „Polonität“ verwendet Kowalski fast durchweg als Ersatzbegriff für das griffigere – und seinerzeit als Gegenbegriff zum Deutschtum eingeführte – „Polentum“ oder auch das „Polnische“, ohne dies zu begründen. Hier mangelt es überhaupt an einer einführenden zeitgemäßen ethnologischen Theorie aus dem Bereich der Minderheitenforschung.

In seinem Resümee kommt Kowalski zu dem Schluss, dass „das soziale Milieu gleichsam den Nährboden für die oppositionellen Überzeugungen“ seiner Protagonisten bildete (S. 210). Dabei wäre erst mithilfe eines vergleichenden Zugangs zu klären, inwieweit die abweichende Haltung einer aus konkreten Erfahrungen herrührenden politischen Sozialisation zuzuschreiben ist oder eher von einer gewissermaßen latenten jüdischen Identität beeinflusst war. Handelten Kowalskis Protagonisten doch aus einer „spezifischen Tradition“ heraus, „die im Kommunismus die Lösung der verheerenden Situation der Juden zu erkennen glaubte“ (S. 211). Das Scheitern dieser Erwartungen 1968 ist für Kowalski zugleich der „Schlusspunkt einer letzten jüdischen Hoffnung aus der Zwischenkriegszeit“, wobei die „Widerspruchsuchenden“ „gleichsam zu Polens letzten Juden“ geworden seien (S. 212). Der nach Aufmerksamkeit heischende Titel ist

aber irreführend: Der jüdischen Gemeinschaft Polens gehören gegenwärtig mehrere Tausend Personen an, ihre Zukunft ist offen.

KLAUS-PETER FRIEDRICH

Marburg/Lahn

Katrin Lehnert

Die Un-Ordnung der Grenze. Mobiler Alltag zwischen Sachsen und Böhmen und die Produktion von Migration im 19. Jahrhundert

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2017. 461 S., 29 Abb., 13 Tab.

= Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 56. ISBN: 978-3-96023-005-2.

Mit der seit Beginn der 2000er Jahre auch in den Geschichtswissenschaften verstärkten Zuwendung zu Fragen des Raumes rückte ein Thema ins Zentrum des Forschungsinteresses von Historikern und Historikerinnen, das bislang stets nur am Rande Beachtung erfahren hatte: Die Frage nach der Entstehung des modernen Staates und seiner Territorialität. Daran knüpft sich freilich ein ganzer Komplex an Forschungsfeldern wie etwa die Frage nach Identität, Zugehörigkeit und Gemeinschaftsgefühl an – alles Aspekte, die sich zu einem entscheidenden Teil vor allem auf das Territorium des Staates und seine exakt definierten Grenzen beziehen. Während allerdings die ältere Forschung – etwa bei Otto Brunner – fast ausschließlich das Beziehungsgeflecht Staatsgewalt – Staatsgebiet – Staatsvolk in den Blick nahm und hier z. T. ein überaus nationales, fast darwinistisches Konzept eines vermeintlich „natürlich gewachsenen Staates“ vertrat, setzt die Autorin der vorliegenden Monographie auf einer gänzlich anderen Ebene an.

Der Blick von Katrin Lehnert zielt dabei nicht in erster Linie auf die sich aufdrängenden scheinbaren Gegensätze der Moderne, mit denen der Staat erst umzugehen lernen musste, nämlich Mobilität einerseits und Sesshaftigkeit andererseits; sie widmet sich bewusst und zielstrebig „aus einer Perspektive der Un-Ordnung“ dem Dazwischenliegenden (S. 415). Gleich zu Beginn wird festgehalten, dass Migration als Phänomen „ein historisches Kontinuum“ darstellte und Sesshaftigkeit dagegen vielmehr ein „Projekt der europäischen Moderne“ sei (S. 21). Damit unterstreicht die Autorin nicht nur die Relevanz der Studie für die Geschichtswissenschaften, sondern reflektiert die von ihr gewählte Fragestellung auch in einem größeren, auf die Gegenwart bezogenen Kontext.

Die Arbeit beruht auf ihrer Dissertation, die 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität verteidigt wurde. Lehnert konnte die Grundlagen dazu im Rahmen eines vorausgegangenen Forschungsprojekts des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden aufbereiten und stand überdies eng mit weiteren zeitgleichen Projekten in Austausch. Diese Zusammenarbeit merkt man der Studie auch deutlich an, zumal ein derart komplexes Thema schnell die Gefahr in sich birgt, dass man sich in regionalen, deskriptiven Einzelfällen verliert und dabei den größeren Kontext aus den Augen verliert. Das ist hier freilich keineswegs der Fall. Die Autorin gliedert ihre Studie in sechs Großkapitel, die – aufeinander aufbauend – zunächst den Raum in der Entwicklung seiner Grenzen beschreiben (I. Genealogie des oberlausitzisch-böhmischen Grenzgebietes). In der Folge werden einzelne Segmente der Grenzerfahrung bzw. des (lokalen) Umganges mit Grenzen vertieft (II.–V. Grenze als – konfessioneller, ökonomischer, politischer und sozialer Raum). Das letzte Kapitel (VI) widmet sich den Auswirkungen nationalstaatlicher Abgrenzungs- und Identitätsfindungsversuche, dem „Grenzgebiet als ethniserten Raum“. Gerade in diesem Abschnitt wird der gesellschaftliche Gegenwartsbezug der Gesamthematik offensichtlich. Wer definiert etwa die Zugehörigkeit zur Nation und wie bewerkstelligt man das im Rahmen eines Staates? (S. 384) Vor allem die Ergebnisse zur Arbeitsmigration im untersuchten Grenzraum zwischen Böhmen und Sachsen zeigen mehr als eindrucksvoll die anfängliche Diskrepanz zwischen staatlicher Vorstellung und Alltagspraxis, zumal hier nach 1852 aufgrund der durchgeführten Grenzkorrekturen eine Sondersituation entstand (S. 63), die das Fortbestehen dieser Diskrepanz noch über geraume Zeit begünstigte.

Abbildungen und Kartenmaterial ergänzen die Darstellung in sinnvoller Weise, allerdings hätte man sich am Beginn, allein der Übersicht wegen, eine klarere Gesamtkarte des Untersuchungsgebietes erhofft. Abbildung 1 (S. 61) vermag das nur mit Einschränkungen zu leisten.

Die – was die sächsische Seite betrifft – auf zahlreichen Archivquellen basierende Studie ist überaus dicht und mit nicht wenigen Details versehen. Viele aus diesem Quellenbefund gehobene, lokale Beispiele veranschaulichen den Grenzbildungsprozess auf allen Ebenen, gehen dabei aber immer zunächst von der regionalen Perspektive aus. Lehnert verabsäumt es im präsentierten Detailreichtum allerdings nicht, sich den gewonnenen Ergebnissen immer wieder aus einer höher angesiedelten Perspektive zu nähern, um damit den Gesamtkontext des Staatswerdungsprozesses als dahinterliegende Folie wie als treibende Kraft gehörig ins Bild zu setzen. Der Autorin gelingt damit auch erfolgreich, eine Brücke zwischen dem makro- und dem mikrohistorischen Ansatz zu schlagen. So schildert sie beispielsweise nachdrücklich den politischen Zugzwang, unter den kleinere souveräne Staaten wie das Königreich Sachsen durch ihre mächtigen Nachbarn gerieten. Als es etwa um die Aushandlung multilateraler Verträge zur Regelung von Schubbedingungen und damit um die Frage ging, welche Personen als eigene Staatsangehörige zu betrachten sind (Gothaer Vertrag), musste Sachsen nachziehen und für

sich selbst erstmals ein klares Untertanenrecht formulieren, auch wenn es darin noch um keine Staatsbürgerschaft im späteren Sinne ging.

Bei der Fülle von dargestellten Details ist besonders die ausführliche Einleitung hilfreich, die einen guten Überblick zu den einzelnen, in der Arbeit später analysierten Raumaspekten, liefert. Den gleichen Zweck verfolgen die kurzen Ergebnissicherungen zwischen den Kapiteln. Der abschließende Rück- und Ausblick hingegen verknüpft die eingangs hergestellte Aktualität des Themas mit den Ergebnissen der Studie selbst. Dabei betont die Autorin nochmals die bislang in der Forschung viel zu wenig beachtete Bedeutung von Alltagsmobilität(en) sozialer Unterschichten (S. 409). Wo war hier für den Staat die „Grenze“ zwischen Arbeitssuche bzw. Arbeitsmigration und Vagabundage zu ziehen? Zugleich zeigt Lehnert die komplexe Situation, die sich mit wachsender gesellschaftlicher Organisationsdichte einzustellen begann, wenn sie etwa die Teilmengen staatlicher Interessen und – dazu an sich gegensätzlich positionierter – öffentlich-rechtlicher Institutionen wie der Arbeiterbewegung oder den Handwerksinnungen aufzeigt (S. 373). Bei allem wird aber bei der Lektüre der Studie auch klar, dass der vom Staat mehr und mehr eingeforderten Begrenzung – bei selektiver Durchlässigkeit, etwa in Zoll- oder Passfragen – eine in gleichem Maße wachsende „eigensinnige Aneignung der Grenze durch ihre Anrainer“ (Wulf Wäntig: Grenzerfahrungen. Böhmisches Exulanten im 17. Jahrhundert. Konstanz 2007, S. 38.) gegenübersteht.

Zugleich gerät die hervorragende Studie allerdings auch an ihre eigenen methodischen Grenzen. Dies resultiert schlicht aus der physischen Unmöglichkeit, eine solche Thematik in ihrer ganzen Tiefe und zugleich Breite als Einzelperson überhaupt noch ausloten zu können. Das zeigt sich in der Quellenauswahl: Sächsisches Staatsarchiv Dresden, Diözesanarchiv des Bistums Dresden-Meißen und Stadtarchiv Zittau. Die quellengestützte Perspektive der anderen Seite, also der österreichischen resp. böhmischen Behörden, fehlt auf der regionalen/lokalen Ebene weitgehend, und Lehnert muss auf bestehende Literatur zurückgreifen. Auch vermisst man die Rezeption ähnlich gelagerter Forschungsvorhaben und deren Ergebnisse, wie sie beispielsweise das Wiener Doktoratskolleg „Galizien“ in den letzten Jahren vorgelegt hat. Insofern ist die anfänglich getroffene Entscheidung von Katrin Lehnert, sich mit ihrem anspruchsvollen Vorhaben an andere Projekte anzulehnen, sicherlich richtig gewesen.

KURT SCHARR

Innsbruck

Stephan Lehnstaedt

Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland

Osnabrück: fibre, 2017. 527 S., 24 Tab., 2 Ktn. = Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 36. ISBN: 978-3-944870-57-1.

Eine komparatistische Untersuchung hat ihren Reiz, und die Habilitationsschrift von Stephan Lehnstaedt bietet tatsächlich viele neue Einblicke, auch wenn Leser und Leserinnen nicht alle Interpretationen des Autors teilen müssen. Der Verfasser vergleicht auf einer breiten Grundlage von Quellen aus deutschen, österreichischen und polnischen Archiven sowie unter Heranziehung einer umfangreichen Forschungsliteratur das kaiserlich deutsche Generalgouvernement Warschau und das k.u.k. Militärgouvernement Lublin des Ersten Weltkriegs mit dem Generalgouvernement des Zweiten Weltkriegs. Die Studie ist damit sowohl synchron als auch diachron angelegt. Darüber hinaus wurde die österreichisch-ungarische Besatzung im russischen Teilungsgebiet von der Forschung bisher nur wenig untersucht, Lehnstaedt betritt also auch Neuland, während er bezüglich der NS-Herrschaft in Polen hauptsächlich referiert. Wichtig ist seine Untersuchung zweifelsohne, weil zwar gerne Kontinuitätslinien zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg betont werden, vergleichende Studien aber kaum vorliegen.

Die Monographie ist ausgesprochen gut lesbar geschrieben, was bei Habilitationen leider nicht immer der Fall ist. Etwas störend sind unangemessene Begriffe wie „die zaristische Armee“. Angesichts der Materialfülle ist es verständlich, dass sich vereinzelt faktische Fehler eingeschlichen haben. So sollen beispielsweise genossenschaftliche Vereine im Russischen Reich weitgehend verboten gewesen sein (S. 57). Störender ist es hingegen, wenn der Autor dem Leser Informationen anbietet, ohne sie angemessen aufgearbeitet und somit verständlich gemacht zu haben. So wird ein jährliches Durchschnittseinkommen vor dem Ersten Weltkrieg für das Königreich Polen, Galizien, das preußische Teilungsgebiet, das Deutsche Reich, Wien und Oberösterreich sowie das europäische Russland in Dollar angeführt. Der Leser erfährt nicht, ob es sich nun wirklich um das Einkommen oder um die Wirtschaftsleistung handelt und ob zeitgenössische, heutige oder internationale Dollars von 1990 – einer unter Wirtschaftshistorikern beliebten Einheit – gemeint sind. Beruhen die Werte auf dem Wechselkurs oder auf der Kaufkraftparität? Mit anderen Worten, die Informationen sind für den Leser nicht besonders aussagekräftig und widersprechen teilweise den gängigen Schätzungen zum Beispiel von Angus Maddison (August Maddison: *The World Economy. A Millenial Perspective*. Paris 2001, S. 185). An anderer Stelle erwähnt der Autor Zulagen von bis zu 400 Mark und Lebenskostenpauschalen von ebenso bis zu 400 Mark für deutsche Beamte des mittleren Dienstes im Generalgouvernement Warschau. Doch

handelte es sich um monatliche oder jährliche Zahlungen? Was verdienten zu diesem Zeitpunkt Beamte dieser Besoldungsklasse in der Heimat? Eine ganze Reihe solcher, nicht gelungener Darstellungen von Fakten finden sich leider im Text. Allerdings beeinträchtigen diese den Wert der Arbeit nur geringfügig.

In seiner fundierten Einleitung stellt Lehnstaedt thesenartig drei Postulate bezüglich der Bedeutung vor, welche die Erfahrung des Ersten Weltkriegs für den Nationalsozialismus gehabt habe: Erstens sei der Erste Weltkrieg ein „Lehrmeister“ gewesen, der im nächsten Krieg radikalere Lösungen forderte. Zweitens habe der Krieg eine Stufe eines deutschen Sonderwegs dargestellt. Drittens habe die Erfahrung an der Ostfront eine rassische Überlegenheit und die Notwendigkeit der Gewaltanwendung gegenüber unterlegenen Völkern suggeriert. Im Verlauf des Haupttextes wird der Autor dies überzeugend widerlegen. Gründlich geht er auf seine Methodik ein. Für ihn steht der Imperialismus konzeptionell im Mittelpunkt. Er möchte vor allem fünf Themenfelder aus der Perspektive der Okkupanten untersuchen: den Umgang mit Verschiedenheit, die Repräsentanten des Imperiums, ihre Vorstellungen und Ansprüche, ihre Machtrepertoires sowie die Schnittpunkte zwischen Besatzern und Besetzten. Vielleicht hätte die Untersuchung aber noch durch Ansätze aus dem Umfeld des Postkolonialismus an Tiefe gewinnen können. Außerdem bleibt die Perspektive der Besetzten weitgehend ausgeklammert. Dass die Erfahrung der sowjetischen Okkupation in Ostpolen 1939–1941 nicht näher behandelt wurde, erscheint mit Blick auf den Umfang der Forschungsarbeit sinnvoll. Drei Kapitel sind dem Ersten Weltkrieg gewidmet und nur eines dem Zweiten, der allerdings schon sehr viel besser erforscht ist. Ein Fazit rundet die Darstellung ab.

Im ersten Kapitel thematisiert der Autor die Voraussetzungen der Okkupation im Ersten Weltkrieg, ausführlich geht er hierbei auf die Vorgeschichte des dreigeteilten Polens vor dem Krieg ein. Die Russifizierung sei keine sehr erfolgreiche Politik gewesen, während Preußen auf die Assimilation setzte und Österreich-Ungarn in seinem Teilungsgebiet die Ukrainer zugunsten der Polen diskriminierte. Lehnstaedt geht es um drei Ebenen der imperialen Machtausübung: eine Politik der Differenz bezüglich der Volksgruppen, einer möglichen Integration Polens in das eigene Imperium sowie Handlungsspielräume der polnischen und jüdischen Bevölkerung. Deutlich arbeitet er die Unterschiede zwischen der deutschen und der k. u. k. Politik heraus, wobei ein weitaus größerer Bevölkerungsanteil und das industrielle Herz Kongresspolens unter deutsche Okkupation fielen. Durch seine Immediatstellung beim Kaiser verfügte der deutsche Generalgouverneur auch über ein größeres Machtpotential als sein österreichisch-ungarisches Pendant. Offiziell wurde Polen von Russland befreit, und mit der Proklamation des Königreichs Polen 1916 stand das Versprechen von Autonomie im Raum. Beide Besatzer orientierten sich laut Verfasser an den Normen des Völkerrechts.

Das zweite Kapitel untersucht die politischen Strategien der Okkupanten und arbeitet die Rivalität zwischen den beiden Staaten und deren imperialen Zielen heraus. Der Krieg hatte zu umfangreichen Zerstörungen geführt – wie konnte die lokale

Wirtschaft nun „nutzbar“ gemacht werden und wie waren Arbeitskräfte anzuwerben? Hier zeigt sich eine Schwäche im Aufbau der Studie, einzelne Themen wiederholen sich und andere, wie der Hunger als Folge von Krieg und Ausbeutung durch die Okkupanten, erschließen sich erst nach der Lektüre aller drei Kapitel. Es wurde auch eine symbolische Politik der Legitimierung betrieben, und die Besatzer hielten sich bei der Verhängung drakonischer Strafen zurück.

Das dritte Kapitel handelt von der konkreten Politik und ihren Auswirkungen auf die örtliche Bevölkerung wie auf die Besatzer. Fragwürdig ist aber, ob alles, was der Autor mit dem Adjektiv „imperial“ versieht, auch wirklich imperial ist. Dass bei einer mehrjährigen Okkupation in einem teilweise kriegszerstörten Land landeskundliches Wissen erworben werden oder zerstörte Infrastruktur aufgebaut werden muss, ist noch nicht per se imperial. Über Wiener Absichten, Polen als Kronland einzugliedern, hätte der Leser gerne mehr erfahren. Erst jetzt geht Lehnstaedt detaillierter auf die Wirtschafts- und Ausplünderungspolitik und deren negative Folgen ein. Wenn aber die natürliche Sterblichkeit in Warschau deshalb um 75% anstieg (S. 351), dann war die Situation deutlich schlimmer als während des Hungerwinters in Deutschland, und man erwartet weitere Erklärungen.

Das vierte Kapitel vergleicht dann die Situation während des Ersten mit derjenigen während des Zweiten Weltkriegs, wobei sich der Autor auf das Generalgouvernement konzentriert. Deutlich wird, dass die Erfahrung des Ersten Weltkriegs keinen wirklichen Bezugspunkt für die Nazis mit ihrer Germanisierungs-, Ausbeutungs- und Völkermordpolitik darstellte. Anders als zuvor wurde weitgehend auf die Zusammenarbeit mit Einheimischen verzichtet außer beispielsweise bei der Ordnungspolizei, die etwa zur Hälfte polnisch besetzt war. Dieses Kapitel ist allerdings weitgehend referierend. Angeblich ist die brutale NS-Politik bei der Ausbeutung der Landwirtschaft erfolgreicher gewesen (S. 427), hierbei werden allerdings nicht die Ernteerträge, die Situation der Transportwege und die vom Verfasser selbst angeführte Unterstellung der Hälfte aller landwirtschaftlicher Betriebe unter die Aufsicht deutscher Treuhänder berücksichtigt.

Ein Fazit greift noch einmal die wesentlichen Themen auf. Trotz einer Reihe von Schwächen kann diese Studie insgesamt als gelungen bezeichnet werden. Ein derartiger Vergleich stellt immer eine Herausforderung für den Historiker dar, und Lehnstaedt hat sie insgesamt gut gemeistert.

OLAF MERTELSMANN

Tartu

Marika Mägi

In “Austrvegr”. The Role of the Eastern Baltic in Viking Age Communication across the Baltic Sea

Leiden, Boston, MA: Brill, 2018. XX, 491 S., Abb., Ktn., Tab., Diagr. = The Northern World, 84. ISBN: 978-90-04-21665-5.

Ziel der Autorin ist es, die ostbaltische Region der Wikingerzeit auf eine ganz neue Weise zu analysieren. Ihr Interesse dabei gilt vor allem den Kontaktzonen der Ostseewelt und deren Veränderungen in der Zeit vom 6. bis zum 14. Jahrhundert. Dabei stützt sie sich auf sämtliche verfügbaren Schrift- wie Sachquellen.

Die Autorin hat eine gewaltige Arbeitsleistung vollbracht mit dem Ergebnis, dass vieles bereits Bekannte nun in einem neuen Licht erscheint. Das wesentlich Neue an Mägis Ansatz besteht darin, dass sie im Unterschied zu ihren Vorgängern nicht das archäologische Material in Kenntnis und mit Hilfe der schriftlichen Quellen interpretiert, sondern dass sie den umgekehrten Weg geht und ihren Fokus zuerst auf das archäologische Material legt. Dieses kennt sie ganz hervorragend, und zwar das aus Russland, den baltischen Ländern, Finnland und Skandinavien. Besonderen Dank verdient die Autorin in diesem Zusammenhang dafür, dass sie die baltische, finnische und skandinavische archäologische Forschung zu ihrem Thema, die sonst von den meisten internationalen Forschern schon aus sprachlichen Gründen kaum rezipiert werden könnte, in erheblichem Umfang vorstellt.

Eine beachtenswerte Innovation der Studie Mägis besteht darin, dass die Autorin die ostbaltische Wikingerzeit in verschiedene Perioden einteilt, diese dann auf überzeugende Weise zum einen mit verschiedenartigen archäologischen Materialien und zum anderen mit politischen, wirtschaftlichen, aber auch religiösen Entwicklungen in der Region verbindet und schließlich den Einfluss der genannten Prozesse auf den Wandel von Herrschaftsformen deutlich macht.

Mägi zeigt in einem ersten Schritt, wie im Ostseeraum die „Vorwikingerzeit“ mit der Wikingerzeit zu verbinden ist. Im 6. Jahrhundert entstanden zuerst an der Küste Siedlungen und „kleine unsichtbare Häfen“, dann folgten Siedlungen auch im Küstenhinterland. Im 8. und 9. Jahrhundert wuchsen die Häfen und Handelsplätze und wurden „sichtbar“. Dies ging mit der Einführung des Segels in der Ostsee-Schifffahrt einher und bedeutete den Beginn des Wikinger-Fernhandels. Mägi verknüpft die Entwicklung Skandinaviens mit der des übrigen Ostseeraums und betont eine zunehmende Vereinheitlichung der Kulturen an den Küsten der Ostsee, aber auch in den küstennahen Binnenregionen ab dem 8. Jahrhundert.

Die zweite Periode war die eigentliche Zeit des Wikinger-Fernhandels in Osteuropa. Sie begann Mitte des 9. und endete Anfang des 11. Jahrhunderts („the long 10th century“, S. 344), was sich gut an der Verbreitung der kufischen Münzen ablesen lässt. Mägi

führt das Ende dieser Periode auf den Bedeutungsverlust der Wikinger in der Rus' infolge der Slawisierung des Kiever Reichs, aber auch auf den Aufstieg des Westhandels in Europa zurück. Ein großes Verdienst Mägis besteht darin, dass sie den Begriff „Wikinger“ analytisch behandelt, die Vielfältigkeit des Phänomens verstanden und dementsprechend z. B. auch baltische Kriegszüge nach Skandinavien untersucht hat.

Besonders interessant ist Mägis Analyse der Entwicklung der Handelsrouten durch das heutige Lettland und Litauen sowie entlang der Südküste der Ostsee, die sogenannte Bernsteinroute mitgerechnet. Die Routen durch das heutige Lettland und Litauen waren für den Wikingerosthandel von relativ geringer Bedeutung, weil die Memel (Nemunas) anfangs keine überregionale Verbindung darstellte und viele Stromschellen den Schiffsverkehr auf der Düna erschwerten. Der Bernsteinhandel hatte jedoch – und zwar auch noch vor dem Handel mit Byzanz über die Dnjepr-Route – eine so wichtige internationale Bedeutung, dass seinetwegen viele Siedlungszentren der Region aufblühten. Die Situation änderte sich aber ab dem 9. Jahrhundert, was allmählich zum Niedergang Grobinas, Trusos usw. führte. Eine wichtige Rolle spielte in diesem Zusammenhang auch die Strömungsveränderung der Memel um das Jahr 1000.

Die alten Zentren wurden marginalisiert, und neue Zentren wurden im 11. und 12. Jahrhundert an der offenen Küste gegründet – für Mägi die Kennzeichen der dritten Periode. Die Ursachen für diese grundlegenden Veränderungen waren der Rückgang des Ost- und der Aufstieg des Westhandels, die Entwicklung der skandinavischen Gesellschaften, die Mägi „consolidating states“ (S. 348) nennt, die Fortschritte in der Schiffstechnologie sowie geographische Veränderungen wie die Bodenhebung. Die politischen Veränderungen hat Mägi aus vielen unterschiedlichen Blickwinkeln untersucht, und sie spricht lieber von einer kulturellen und sozialen Assimilierung und Transformierung der Bevölkerungen als von Eroberungen. Es war für die beteiligten Gruppen ein Geben und Nehmen, aber die Entwicklung war keineswegs überall einheitlich, sondern – wegen allgemeiner, aber insbesondere wegen spezifisch regionaler und lokaler Gründe – von Region zu Region, von Burgplatz zu Burgplatz unterschiedlich. Jedoch waren rein skandinavische Siedlungen außerhalb Skandinaviens nur sehr seltene Ausnahmen, zumal auf dem Höhepunkt der Wikingerzeit. Schließlich schlägt Mägi eine Brücke bis in die Zeit der Kreuzzüge im Ostseeraum (12.–14. Jahrhundert), was durchaus begründet ist, veränderten diese doch nochmals die politische Gesamtsituation im Sinne einer nachhaltigen Frontstellung zwischen Ost und West im Ostseeraum.

Von großem Nutzen sind Mägis genaue, analytische und durch entsprechende Karten visualisierte Beschreibungen der Schifffahrtsrouten im Ostseeraum und in Osteuropa. Dabei hat Mägi die geographisch-historischen Veränderungen, den Einfluss geographischer Gegebenheiten auf den Verkehr wie z. B. für die Schifffahrt hinderlicher Stromschnellen sowie die Bedeutung der Jahreszeiten beachtet. Sie hat die Bedeutung der Winterhandelsrouten hervorgehoben und analysiert, wie die Geographie der Küsten die Entstehung und Entwicklung von Handelsrouten sowie von Siedlungen, insbe-

sondere von Burgplätzen, beeinflusst hat. Die Darstellung der Handelswege ist nicht nur überaus wichtig für die Gesamtanalyse Mägis, sondern hat – unabhängig davon – auch eine erhebliche eigenständige, allgemeine Bedeutung für die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Ost- und Nordeuropas.

Mägi hat auch auf eine neue Weise die Bevölkerungsgeschichte der baltischen Länder erklärt. Sie zeigt, dass die baltischen und finno-ugrischen Völker aus religiösen Gründen zuerst keine Grabbeigaben benutzten, dass dies aber nicht bedeutet, dass sie sozial oder kulturell weniger entwickelt waren oder dass – wie die bisherige Forschung gedacht hat – weite Gebiete unbesiedelt gewesen wären. Dafür, dass dem nicht so war, gibt es Mägi zufolge nur keine direkten Quellen, dafür aber gute Argumente. So vermögen die Überlegungen der Autorin besser als die bisherigen Theorien die Bevölkerungsentwicklung in der Region zu erklären. Die Identifizierung der sogenannten unsichtbaren Bevölkerungen ist ein großes und überaus wichtiges Problem in der ost- und nordbaltischen Mittelaltergeschichte (Jukka Korpela: *The World of Ladoga. Society, Trade, Transformation and State Building in the Eastern Fennoscandian Boreal Forest Zone C. 1000–1555*. Münster 2008). In diesem Zusammenhang ist es Mägi gelungen, livische Gemeinschaften und deren Position in Raum und Zeit sehr viel besser zu identifizieren und zu erklären, als dies bisher der Fall war. Das hat auch die frühere Notwendigkeit, allerlei unglaubliche Völkerwanderungen zu postulieren und zu konstruieren, um Quellen zu erklären, wesentlich reduziert. Insgesamt hat die Autorin im Baltikum verschiedene kulturelle Räume mit ganz verschiedenartigen sozialen Ordnungen ausgemacht und damit einen wichtigen neuen Beitrag zur Forschung geliefert.

Mägi hat auch auf dem Gebiet der Historiographieggeschichte Großartiges geleistet, indem sie die archäologischen und geschichtswissenschaftlichen Forschungen des 19. und 20. Jahrhunderts mit den politischen und ideologischen Tendenzen ihrer jeweiligen Zeit verknüpft hat. So wird verständlich, warum einst die germanischen Völker in der Historiographie die zentrale Rolle der Kulturträger spielten, während die baltischen und finno-ugrischen nur am Rande und in untergeordneter Rolle vorkamen. Dies gilt analog auch für das in der sozialistischen Geschichtsforschung kanonische Verständnis von der führenden Rolle der Ostslawen. Wikinger waren zwar auch Krieger und Händler, aber nicht unbedingt Vertreter einer höheren Kultur, was ein wichtiger Kritikpunkt an der etablierten Bewertung der skandinavischen Vormacht im frühmittelalterlichen Ostbaltikum ist.

Die Autorin arbeitet die regionalen Unterschiede innerhalb des Ostbaltikums heraus, die nicht den heutigen Staatsgrenzen und darauf beruhenden nationalistischen Geschichtsauslegungen folgen. Sie versteht auch die Ostsee nicht als einen trennenden, sondern als einen vereinenden Faktor. Dass darin einst „kleine unsichtbare Häfen“ eine wichtige Rolle spielten, entspricht dem aktuellen Forschungsstand hinsichtlich des Mittelmeer- und Nordseeraums (Christophe Picard: *Sea of the Caliphs. The Mediterranean in the Medieval Islamic World*. Cambridge, MA, London 2018; Michael Pye: *The Edge of the*

World. How the North Sea Made Us Who We Are. London 2014). Ihre Schlussfolgerungen stützt Mägi grundsätzlich auf eine reiche Quellenbasis. Das alles beweist nicht nur gute Kenntnisse der Autorin auf dem Gebiet der Archäologie und Geschichtswissenschaft, sondern auch eine abgeklärt-nüchterne Herangehensweise an Fragen und Themen von aktuell-politischer Brisanz.

Überaus wichtig und interessant sind Mägis ganz neue Bewertungen der zum Teil schon lange bekannten archäologischen Funde. Die Studie betont nicht nur die Bedeutung der finno-ugrischen Bewohner für die Ostseeregion, sondern bemüht sich auch, Unterschiede zwischen den untersuchten Gemeinschaften hinsichtlich des Wechselverhältnisses von männlicher und weiblicher Welt sowie der Rolle des Kollektivs und der des Individuums sichtbar zu machen. Daraus zieht sie gut begründete Schlussfolgerungen bezüglich unterschiedlicher Formen sozialer und politischer Organisation. Im Gegensatz dazu erscheinen die endlosen, oft haarspalterischen Streitigkeiten zwischen Archäologen der baltischen Länder wenig ergiebig. Allerdings verwundert, dass Mägi darauf verzichtet hat, die Resultate der archäologischen DNA-Forschung zu berücksichtigen, weil diese ihre Überlegungen über matrilocale Gemeinschaften gestützt hätten.

Mehrere theoretische Denkansätze des hier rezensierten Buches sind besonders wertvoll. So stellt z. B. die Anwendung ethnographischer, anthropologischer und kulturwissenschaftlicher Modelle fast schon ein Novum in der baltischen Archäologie dar und liefert dementsprechend neue, überzeugende Bewertungen. Mägi berücksichtigt bei ihrer Analyse der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse auch klimatische und geographische Veränderungen (z. B. hinsichtlich der Küstenlinie, des Bodenniveaus, des Wasserstands, der Flussläufe usw.), was Mägi ebenfalls zu ganz neuen Erkenntnissen verhilft. Vereinzelt ordnet die Autorin allerdings ihre Ergebnisse in einen allgemeinen geschichtlichen Kontext ein, der auf veralteten Auffassungen basiert. Beispielsweise sind die Thesen von Henri Pirenne inzwischen überholt; um die Geschichte des Mittelmeerraums im Frühmittelalter zu verstehen, empfiehlt sich eher die Lektüre der oben schon erwähnten Arbeit von Christophe Picard oder die Monographie von David Abulafia (*The Great Sea. A Human History of the Mediterranean*. London, Oxford 2011). Für ein besseres Verständnis des Nordseeraums und -handels auch im Frühmittelalter wäre das ebenfalls oben bereits erwähnte Buch von Michael Pye sehr hilfreich gewesen.

Mägis Theorie von der nördlichen Rus' als ein zuerst finno-ugrisches Gebiet, das sich nach der Wikingerperiode, also ab dem 12. Jahrhundert, in ein slawisiertes Gebiet verwandelte, entwickelt die Ideen estnischer Forscher wie Priit Ligi auf überaus kluge Weise weiter. Auch ist die Einschätzung, die skandinavische Bevölkerung in der Rus' sei schon zu Beginn des 11. Jahrhunderts signifikant zurückgegangen, gut begründet. Allerdings versäumt es Mägi, hier auf die einschlägigen Forschungsarbeiten hinzuweisen (siehe z. B. Jukka Korpela: *Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte und Prosopographie der Kiever Rus' bis zum Tode von Vladimir Monomach* [sic!]. Jyväskylä 1995).

Dagegen ist die von Mägi verwendete Literatur über die Rolle der Rus' im von ihr untersuchten Zusammenhang von geringem Wert und veraltet. Mägi muss sich hier den Vorwurf gefallen lassen, weder die Quellen noch die Literatur gut genug zu kennen. So verwundert es, dass sie das wichtige Buch von Christian Raffensperger *Reimagining Europe. Kievan Rus' in the Medieval World* (Cambridge, MA 2012) und die Diskussion darüber (Roman K. Kovalev: *Reimagining Kievan Rus' in Unimagined Europe*, in: *Russian History – Histoire Russe* 42 [2015], 2, S. 158–187) nicht kennt. Auch wurde die Geschichte der Kiever Rus' schon von Simon Franklin und Jonathan Shepard in *The Emergence of Rus 750–1200* (London 1996) ganz anders als in der von Mägi verwendeten Literatur dargestellt. Statt sich auf Arbeiten des Archäologen Evgenij N. Nosov zu stützen, hätte die Autorin auch den aktuellen Forschungsstand besser repräsentierende Publikationen russischer Forscher wie die Arbeiten von Aleksandr V. Nazarenko und Petro P. Toločko für Ihre Untersuchung heranziehen können. Mägis Ausführungen über die Rolle der Rus' (vor allem S. 192–215) wiederholen und bekräftigen lediglich von der Forschung inzwischen verworfene Auffassungen über die Rus'. Außerdem überrascht, dass im rezensierten Werk die Arbeiten von Mats Roslund (z. B. *Gäster i huset: kulturell överföring mellan slaver och skandinavier 900 till 1300*. Lund 2001) und Jörn Staecker (z. B. *Rex regum et dominus dominorum: die wikingerzeitlichen Kreuz- und Kruzifixanhänger als Ausdruck der Mission in Altdänemark und Schweden*. Stockholm 1999) keine Erwähnung finden, obwohl sie zentral für die Thematik des Handels mit der Rus' sind.

Gut kennt Mägi zwar die heutige finnische archäologische Forschung (Hirviluoto, Kivikoski, Lehtosalo-Hilander, Sarvas, Uino), die jedoch aktuell leider nicht auf der Höhe der Zeit ist. Völlig übergangen hat sie aber die finnische Geschichtsforschung sowie die finnische volkskundliche und religionswissenschaftliche Forschung (Tarkka, Pentikäinen). Mägis Prioritätensetzung hat zu veralteten Stammes- und Kolonisierungstheorien geführt, was sehr bedauerlich ist, weil die heutigen Forschungen der finnischen Historiker, Volkskundler und Religionswissenschaftler eigentlich Mägis Deutungen und Schlussfolgerungen erheblich besser gestützt hätten.

Problematisch in Mägis Werk sind zudem überlange Zitate und sogar ganze Kapitel aus schriftlichen Quellen. Mägi ist keine Spezialistin für nordische Sagas und noch weniger eine al-Idrisi-Kennerin. Sie ist auch nicht allzu vertraut mit der bisherigen Forschung auf diesen Gebieten. Vor allem aber sind ihre onomastischen Analysen sogar als spekulativ zu bezeichnen und von einem sehr überschaubaren wissenschaftlichen Wert, denn Mägi arbeitet nicht mit den Originalquellentexten, sondern mit Übersetzungen, was sich bei onomastischen Analysen mit wissenschaftlichem Anspruch verbietet. Solche Analysen wären für die Untersuchung gar nicht nötig gewesen – im hier rezensierten Werk hätte es gereicht, das onomastische Material mit archäologischer Evidenz zu verbinden.

Zu den weniger schwerwiegenden Defiziten des Buches zählt die überflüssige Betonung der Rolle der Völker, ihrer Identitäten und Sprachen, die nicht zu überzeugen

vermag. Wenn Mägi die historischen Sprachverhältnisse zu beschreiben versucht, sollte sie sich in diesem Zusammenhang unbedingt auf einschlägige Studien auf dem Gebiet der Kommunikationsforschung stützen (z. B. Vibeke Winge: *Language – Means of Communication or National Treasure?*, in: Harald Gustafsson / Hanne Sanders [eds.]: *Vid Gränsen. Integration och identitet idet förnationella Norden*. Göteborg 2006, S. 46–60). Ohne eine solche solide Grundlage bleiben Mägis Schlussfolgerungen auf diesem Gebiet leider bloße Spekulation. Darüber hinaus ist es schwer vorstellbar, dass Menschen des (frühen) Mittelalters bestrebt waren, ihre ethnischen Unterschiede bei Bestattungsriten herauszustreichen (S. 395–397). Eher ist zu vermuten, dass sie sich bemühten, solche Unterschiede zu tilgen. Außerdem gab es im Mittelalter weder einen dänischen, noch einen schwedischen Staat (S. 243, 353, 362 usw.) und sicher auch keine „Danish navy“ (S. 357)! Diese Begriffe sind besser dem 19. Jahrhundert zuzuordnen als der Wikingerzeit. Auch erscheint eine gründlichere und differenziertere Analyse des Begriffs des Grundeigentums empfehlenswert. Es existierten viele Formen des Grundeigentums. Neben dem individuellen Privateigentum gemäß dem römischen Recht wären auch verschiedene Formen des gemeinschaftlichen Grundeigentums zu nennen. Und noch ein Kritikpunkt: Obwohl eine hierarchische Stammesstruktur mit lokalen Häuptlingen im Baltikum gut begründet ist, existierte ein solches System – entgegen den Behauptungen der veralteten nationalen archäologischen Literatur – kaum im Landesinneren Finnlands und Kareliens.

Insgesamt fällt die Gesamtbeurteilung des Buches, das anschauliche Illustrationen und Karten enthält, ambivalent aus. Teilweise hat der Text allerhöchstes Niveau, teilweise stören aber überflüssige Spekulationen ohne Literatur- oder Quellenhinweise, langatmige Beschreibungen archäologischer Details und ausufernde Literaturreferate. Die detailversessene Darstellung hat aber auch den Vorteil, dass durch sie die Thesen Mägis konkret auf lokaler Ebene angewandt und verständlich gemacht werden. Auch ermöglicht die Autorin mit der genauen Wiedergabe der bisherigen wissenschaftlichen Diskussion deren Rezeption durch alle am Thema Interessierten ohne Kenntnisse der estnischen, finnischen, lettischen, litauischen, schwedischen usw. Sprache.

Insgesamt betrachtet ist das Buch von Marika Mägi überaus wertvoll und wichtig. Es verändert oder erneuert unsere Kenntnisse und Vorstellungen von der Wikingerzeit im Ostbaltikum in vielerlei Hinsicht und marginalisiert überholte nationalistische Interpretationen. Das sorgfältig gearbeitete Buch besteht aus einer riesigen Menge von Quellen und stützt sich auf eine sehr breite Forschungsliteratur, was eine große Belesenheit der Autorin belegt. Die oben dargelegten Mängel schmälern die Bedeutung des Buches nicht grundsätzlich.

JUKKA KORPELA

Joensuu

Andrej P. Pavlov

Dumnye i komnatnye ljudi carja Michaila Romanova.

Prosopografičeskoe issledovanie v dvuch tomach

[Duma- und Kammerleute des Zaren Michail Romanov. Eine prosopographische Studie in 2 Bänden]

S.-Peterburg: Dmitrij Bulanin, 2019. T. 1: 784 S.; T. 2: 624 S. = Studiorum slavicum orbis, 15. ISBN: 978-5-86007-897-0. ISBN (T. 1): 978-5-86007-898-7. ISBN (T. 2): 978-5-86007-899-4.

Die neue Monographie von Andrej Pavlov hat eine große Bedeutung für alle, die sich für die frühneuzeitliche Geschichte Russlands interessieren. Dieses Buch stellt die erste detaillierte prosopographische Forschungsarbeit über die herrschende bzw. regierende (*pravjaščaja*) Elite der Epoche von Michail Fedorovič Romanov (1613–1645) dar. Hauptziel der Studie ist es, die Beziehungen zwischen der Zarenmacht und der Duma- bzw. Hofelite (*dumnye, dvorcovyje i komnatnye činy*) zu untersuchen. Die Monographie besteht aus zwei Bänden. Im ersten Band wird die Entwicklung dieser herrschenden Oberschicht im chronologischen Ablauf betrachtet (Teile 1–4) und der Landbesitz ihrer Mitglieder analysiert (Teil 5). Der zweite Band ist von eigenständigem Wert: Er enthält eine große Datenbank mit den ausführlichen Angaben über das Grundeigentum von mehr als 70 zur angesprochenen Gruppe gehörigen Familien.

Der Ausgangspunkt der Forschung von Pavlov ist die Rekonstruktion einzelner Biographien. Der Leser kann sich darüber wundern, dass der größte Teil des Buches aus einer ausführlichen Aufzählung der Diensternennungen besteht. Aber die Notwendigkeit, gerade diesen Ansatz zu nutzen, wird verständlich, wenn man den spezifischen Charakter der verfügbaren Quellenbestände in Betracht zieht. Die Protagonisten der Monographie von Pavlov hinterließen weder Memoiren, noch Privatbriefe. Die Aufzeichnungen ausländischer Beobachter könnten wichtige Informationen über die Beziehungen in der Moskauer Elite liefern, allerdings liegen solche Aufzeichnungen nur sehr begrenzt vor. Hingewiesen sei hier auf den besonders wichtigen Bericht eines Holländers (Paul Bushkovitch: *The Court of Tsar Michael in Swedish Sources, 1619–34*, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte*. Bd. 58: Russische und ukrainische Geschichte vom 16.–18. Jahrhundert. Hrsg. von Robert O. Crummey. Wiesbaden 2001, S. 235–242). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie es in diesem Fall überhaupt möglich ist, Strukturen der Hofbeziehungen zu erforschen?

Das Moskauer Reich war ein echter *documentary state* (V. Kivelson) mit einem sehr entwickelten System staatlicher Dokumentation (*deloproizvodstvo*). Diese Dokumentation enthält viele Informationen über die Herkunft, den Kriegs- bzw. Hofdienst und den Landbesitz der zur Elite zählenden Personen. Es ist Pavlovs Verdienst, eine riesige Menge an Archivquellen und veröffentlichten Materialien untersucht und die daraus

gewonnenen Angaben meisterhaft zu einem einheitlichen Bild zusammengefügt zu haben. Ich erlaube mir, diesen Ansatz an einem bekannten Beispiel zu veranschaulichen. Pavlov zeigt, dass die Schlüsselpositionen in der Verwaltung nach der Rückkehr von Michail Romanovs Vaters Filaret aus der polnischen Gefangenschaft allmählich mit neuen Personen besetzt wurden. Im Zentrum des neuen Machtsystems stand Fürst I. B. Čerkasskij. Anstelle des ehemaligen Favoriten, Bojar B. M. Saltykov, wurde es gerade ihm 1621 erlaubt, das zeremonielle Schneiden der Haare des Zaren (*legčit' voloski*) durchzuführen (S. 267). Daraufhin nahm er auch den ehrenvollsten Platz bei anderen Zeremonien ein. In den nachfolgenden Jahren konzentrierte Fürst I. B. Čerkasskij in seinen Händen die Verwaltung der wichtigsten Zentralämter (*priказы*) und wurde für lange Zeit zum faktischen Leiter der Regierung und zum reichsten Grundbesitzer des Landes (S. 462, 735). Das Geheimnis seines Erfolgs und seiner stabilen Position am Hof waren nicht nur die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Zaren und seine persönlichen Fähigkeiten. Fürst I. B. Čerkasskij spielte eine wichtige Rolle als Bindeglied zwischen verschiedenen Hoffraktionen, weil er ein außerordentlich umfassendes Netz an Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnissen geknüpft hatte (S. 287–294).

Nach Meinung des Autors bestand die wichtigste Entwicklung der Moskauer Machtelite zwischen 1613 und 1645 darin, dass sie sich in eine „höfische Aristokratie“ (*pridvornaja aristokratija*) verwandelte, die vollkommen loyal gegenüber den Romanovs war und sich in Abhängigkeit von ihnen befand. In seinem ersten Buch *Gosudarev dvor i političeskaja bor'ba pri Borise Godunove* (1992) bewies Pavlov, dass die Moskauer Zaren während der zweiten Hälfte des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts ständig mit der Opposition des alten Adels kämpfen mussten. Die Mitglieder der alten Fürstenfamilien (*knjažata*) gehörten qua Geburt zur Bojarenduma und erhoben Anspruch auf größere Selbstständigkeit. Infolge der *smuta* war der alte Adel bedeutend geschwächt, gespalten und durch die „Kollaboration“ mit dem polnischen König kompromittiert. Die Wahl Michail Romanovs zum Zaren erfolgte entgegen dem Wunsch des Adels, unter dem Druck der Kosaken (S. 107).

Schritt für Schritt, ohne zu offenen Verfolgungen zu greifen, führten die Romanovs neue Spielregeln ein: Nun war nicht nur die adlige Herkunft, sondern auch die Verwandtschaft mit der Zarendynastie eine wichtige Voraussetzung dafür, zum regierenden Kreis zu gehören (S. 254, 442). Am Ende der Herrschaft Michail Fedorovičs „gab es in der Bojarenduma niemanden mehr, der nicht mit den Romanovs verbunden war“ (S. 464, 776). Im Machtkampf am Zarenhof ging es unter diesen neuen Bedingungen nicht mehr um die Auseinandersetzung zwischen Zar und alten Fürstenfamilien, sondern um „die Konkurrenz zwischen verschiedenen Clans der Verwandten des Zaren um den Vorrang“ (S. 237). Dabei war die herrschende Elite nicht einfach eine Ansammlung von Begünstigten des Zaren – diese Meinung herrschte seit der Zeit von S. F. Platonov vor –, sondern eine spezifische „soziale Schicht des höfischen Adels“ (S. 780), die sich nach ihrer eigenen inneren Logik entwickelte.

Pavlov zeigt überzeugend, dass sich die Gruppe politisch einflussreicher Personen nicht nur auf die Duma-Mitglieder beschränkte. Schon bei Michail Fedorovič bildete sich eine besondere Gruppe von *kammerstol'niki* (*komnatnye stol'niki* oder *spal'niki*) heraus. Sie standen im alltäglichen Kontakt mit dem Zaren und führten seine persönlichen Befehle aus. Viele dieser jungen Männer traten später in die Duma ein. Die Herkunft spielte keine entscheidende Rolle bei der Auswahl der *kammerstol'niki*. Unter ihnen waren sowohl Vertreter des Adels, als auch Dienstleute aus der Provinz. Die Zusammensetzung dieser Gruppe belegt eindrücklich, dass die wichtigste Voraussetzung für Erfolg am Hof das Vorhandensein eines hochgestellten Schutzherren oder Verwandten war.

Im Moskauer Russland der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war der wirtschaftliche Wohlstand der Mitglieder der weltlichen Elite vollständig vom Dienst für den Zaren abhängig. Der Hauptanteil ihres Grundbesitzes bestand nicht aus ihrem Stammgut (*rodovye votčiny*), sondern aus vom Zaren verliehenen Dienstgütern (*vyslužennye votčiny*) (S. 702 ff). Der engste Zirkel zarischer Hofleute setzte sich aus den reichsten „Mächtigen“ (*sil'nye ljudi*) zusammen. Gerade für sie wurde die Zeit der ersten Romanovs zum „goldenen Zeitalter“, wie Robert O. Crummey treffend bemerkte (Robert O. Crummey: *Aristocrats and Servitors. The Boyar Elite in Russia, 1613–1689*. Princeton, N.J. 1983, S. 123). Diejenigen, die außerhalb dieses engen oligarchischen Kreises standen, waren materiell bedeutend schlechter gestellt.

Im Buch ist eine neue Sichtweise auf viele Probleme der vom Autor erforschten Periode dargestellt. Dazu zählt die Untersuchung der Teilnehmerzusammensetzung des *Zemskij sobor* von 1613 (S. 74–107). Außerdem vergleicht Pavlov zum ersten Mal die Gesamtversion der Wahlurkunde von 1613 (*Uтверždennaja gramota*) mit ihrem ursprünglichen Entwurf und entdeckt bedeutende ideologische Unterschiede zwischen diesen beiden Versionen (S. 124–131). Eine sorgfältige Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse der Bräute des Zaren zeigt, dass weder den Chlopovs (S. 250–254), noch den Strešnevs (S. 412–416) diese Ehre zufällig zuteilwurde, sondern dass sie beide wesentliche Verbindungen ins Bojarentum hatten. Die Patron-Klienten-Beziehungen sind eines der wichtigsten Leitmotive des Buches, der Mangel an Quellen begrenzt aber erheblich die Möglichkeiten, zu umfassenden Forschungsergebnissen zu kommen (S. 467–470). Wichtige Beobachtungen werden auch hinsichtlich der Maßnahmen gemacht, die in den ersten Jahren nach der *smuta* von der Regierung bezüglich des Grundbesitzes von Dienstleuten getroffen wurden (S. 687–702).

Die Monographie von Pavlov ist eine echte Enzyklopädie für alle, die über das Moskauer Russland forschen. Sie erweitert unsere Kenntnisse über die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts wesentlich. Der Autor schließt seine Studie mit dem Tod von Michail Fedorovič (1645) ab. Das Buch von P. V. Sedov *Zakat Moskovskogo carstva* (2006), die chronologisch nächste grundlegende Forschungsarbeit zur herrschenden Elite des Moskauer Russlands, schließt nicht direkt daran an, sondern setzt erst mit dem Jahr 1670

ein. Es wäre deshalb höchst wünschenswert, dass diese noch bestehende chronologische Lücke bald geschlossen wird.

IVAN A. KIRPIČNIKOV

Moskau

Ion Popa

The Romanian Orthodox Church and the Holocaust

Bloomington, IN: Indiana University Press, 2017. XI, 238 S., 11 Abb.

= Studies in Antisemitism. ISBN: 978-0-253-02956-0.

Within what is still an under-researched field – the Holocaust perpetrated in Romanian-controlled territories – Ion Popa tackles a set of even more neglected topics, namely the role of the Romanian Orthodox Church leading up to and during the Holocaust as well as its attempts to obfuscate or completely deny this role after the war and to a certain degree even today. Popa's monograph is based on his Ph.D. dissertation, completed at the University of Manchester, and includes an introduction, nine main chapters, and a conclusion. As the Church archives are still closed, Popa had to rely on other sources, such as Church newspapers, magazines, and books, as well as archives based in Israel, the archives of the former Romanian secret police, and the archives of the United States Holocaust Memorial Museum (USHMM).

Popa's main conclusion is unsurprising: the Romanian Orthodox Church was deeply involved in fomenting anti-Semitism and anti-Semitic policies throughout the 1930s. This culminated in the nomination of Patriarch Miron Cristea as prime minister in February 1938, whose tenure epitomized the symbiosis between Church and state: "The Church worked for the state and the state worked for the Church" (p. 66). Popa underlines that anti-Semitism and the mass murder of Jews during the Holocaust "were more grounded in religious ideology" (p. 29) in Romania than in Germany's case.

Both the Romanian state and the Church of Romania saw the war against the Soviet Union as a "holy war," and the Jews were readily depicted as God's murderers, as Satan's soldiers, and as parasites contaminating the Romanian blood. The Church, in particular, helped to influence the rural Romanian population in this direction. There are also, again not surprisingly, examples of Romanian Orthodox priests not "just" spreading propaganda against Jews but even actively participating in their physical annihilation.

Popa addresses the phase of the Holocaust in Romania (1941–1944) in the second chapter (pp. 41–71). A much larger part of the book is dedicated to the aftermath of the Holocaust and the manner in which the Church of Romania dealt with or – more

precisely – did not deal with the role it had played during the war. Popa convincingly shows that starting in 1944, the Church immediately began to cover up and rewrite its recent past and accommodate itself to the new rulers. Nor did the Communist regime have an interest in digging too deep, as it needed the Church for its own goals.

Throughout the 1970s and 1980s, the Romanian government maintained diplomatic relations with Israel – the only Communist country to do so – and acted as a gateway for the emigration of Jews to Israel (for cash and goods). At the same time, the Communist regime vehemently denied any implication of Romania in the Holocaust. Behind the façade of “religious harmony” anti-Semitism was always present and at least to some degree fueled by the Church. In this environment, the Jewish community understandably avoided publicly raising the topic of the Holocaust in Romania and the Romanian Orthodox Church’s role in it. After the fall of the Soviet bloc, the Romanian Orthodox Church began to flourish again. It now painted itself as a victim of Communism, and it “continued the cover-up campaign” (p. 169) when it came to its involvement in the Holocaust.

Two small critical remarks: the text can be slightly repetitive, as the same arguments are made several times in different chapters. Occasionally, Popa also drifts away from the book’s central subject and discusses other topics, such as the Communist regime’s religious policies or the relations between the Church and the Jewish community, in great detail.

This being said, Popa’s study is a first substantial and therefore crucial contribution to an important facet of the Holocaust in Romania. He uses a solid and broad basis of primary and secondary sources and careful annotations. The relatively short and well-structured chapters are coherent in themselves and easy to read.

SIMON GEISSBÜHLER

Worb (Schweiz)

Vožaki i lidery Smuty. 1918–1922 gg. Biografičeskie materialy

[Anführer und Befehlshaber der Zeit der Wirren 1918–1922. Biographische Materialien]

Pod red. Antona V. Posadskogo. Moskva: AIRO-XXI, 2017. 550 S., Tab.
= Èpocha revoljucii v Rossii. XX vek. ISBN: 978–591022–305-3.

Das Interesse der historischen Forschung in Ost und West am Russischen Bürgerkrieg (1918–1922) setzte ein, noch während dieser blutige Konflikt mit voller Wucht auf dem Gebiet des zerfallenden Zarenreiches tobte, und dauert auch beinahe hundert Jahre nach

dessen Ende unvermindert fort. Gerade in Russland, aber auch in anderen Nachfolgestaaten der UdSSR, erschien in den letzten knapp dreißig Jahren, bedingt durch die Öffnung ehemaliger sowjetischer Archive und das Wegfallen des engen ideologischen Korsetts der marxistisch-leninistischen Weltdeutung, eine Unzahl von historischen Abhandlungen, die sich mit dieser hochdramatischen und tragischen Epoche der eigenen Geschichte befassen und unser Verständnis sowohl für größere Zusammenhänge als auch für die Motivationen, die den Aktionen einzelner Akteure zugrunde lagen, erheblich erweitert und verbessert haben. Allerdings bleibt gerade die Untersuchung der Auswirkungen des Bürgerkrieges auf regionaler Ebene, ungeachtet aller Fortschritte, die in dieser Frage zweifellos zu beobachten sind, immer noch ein Desiderat der Forschung. Umso erfreulicher ist es, dass in letzter Zeit eine ganze Reihe von Publikationen entstanden sind, die sich explizit zum Ziel setzen, die vordem viel zu oft im Schatten bekannter und bedeutender Führungspersönlichkeiten verbliebenen lokalen Akteure des Russischen Bürgerkrieges, der sich aus dutzenden Einzelkonflikten zusammensetzte, (wieder) in den Fokus der Forschung zu rücken.

Zu diesen Publikationen gehört auch der hier zu besprechende Band, eine prosopographische Darstellung von Anführern und Befehlshabern der „Zeit der Wirren“ wie der Herausgeber des Bandes, der an der Saratover Universität lehrende Historiker Anton V. Posadskij, die Epoche des Russischen Bürgerkrieges in Anspielung auf die ebenfalls als *smuta* bekannte und berüchtigte Periode der russischen Geschichte am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts genannt hat. Die Biographien-Sammlung ist Teil des größeren, ebenfalls von Posadskij geleiteten Projektes „Volksanführer [*narodnye vožaki*] 1918–1922“, in dessen Rahmen bereits drei Sammelbände sowie etliche Aufsätze und Einzelmonographien erschienen sind.

Zu den 37 Autoren der im Band versammelten ca. 150 Biographien der mehr oder weniger bekannten Akteure des Bürgerkrieges, die vom Herausgeber pauschal als „Volksanführer“ eingeordnet wurden, zählen vor allem russische Historiker aus Perm', Orenburg, Tambov und Novosibirsk, nur um einige Städte zu nennen, ergänzt durch Wissenschaftler aus der Ukraine, Belarus und Usbekistan, die ebenfalls nicht an den jeweiligen hauptstädtischen Universitäten forschen und lehren. Die Tatsache, dass es sich bei den Autoren überwiegend um an der „Peripherie“ ihrer jeweiligen Länder tätige Wissenschaftler handelt, ermöglicht zweifelsohne einen anderen, unmittelbareren Zugang zu den Biographien gerade von Anführern lokaler Aufstandsbewegungen und bereichert die Forschung zum Russischen Bürgerkrieg um einen weiteren regional orientierten Blickwinkel.

Der Band verfügt über eine Doppelstruktur. Auf der ersten Ebene folgt die als grobmaschig zu bezeichnende Gliederung in vier Hauptteile (Westen, Zentrum, Süden und Osten) unverkennbar dem geographischen Prinzip, wohingegen die verfeinerte Binnengliederung der vier genannten Teile nach thematischen Gesichtspunkten erfolgt. So enthält der Abschnitt „Süden“ die Biographien von ukrainischen Atamanen, von

Atamanen der russischen Gebiete am Mittel- und Unterlauf der Wolga und von Kommandeuren der vom charismatischen Führer der ukrainischen Anarchisten Nestor Machno organisierten Partisanenbewegung. Außerdem sind hier die Biographien von zentralen Figuren des von Kirill Vakulin angeführten Aufstandes der Donkosaken sowie von schillernden Persönlichkeiten wie Boris Dumenko oder Nikolaj Gikalo zu finden. Diese beiden fanden sich zwar letzten Endes an der Seite der „Roten“ wieder, aber ihre „Bürgerkriegskarrieren“ begannen unter dem Banner des volkstümlichen (un)organisierten Kampfes gegen „Ausbeuter“ und „Bourgeoisie“, und ihre ideologische Ausrichtung war nicht immer mit der offiziellen Linie der Bolschewiki kongruent, ja stand manchmal sogar im offenen Widerspruch dazu.

Zu den Vorzügen des vorliegenden Biographien-Bandes gehört fraglos gerade der Versuch der Autoren, die weniger bekannten „Sten’ka Razins“ des Bürgerkrieges zu porträtieren, jene Menschen aus der Mitte des russischen, ukrainischen oder belarusischen Volkes, die sich in einem bestimmten Moment dazu berufen fühlten, entweder einen kleinen lokalen Bauernaufstand oder eine breite Massen umfassende Partisanenbewegung anzuführen, woraus sich manchmal – wie beispielsweise der Tambover Aufstand von 1920 – ein großer Flächenbrand entwickeln konnte. Und so ist es eine schon beinahe logische Folge, dass sich in der Biographien-Sammlung neben bekannten und gut erforschten Personen auch weniger oder kaum bekannte Kommandeure finden lassen. Während der Anführer des Tambover Aufstandes Aleksandr S. Antonov, der berühmte Abenteurer und Glücksritter Nikifor A. Grigor’ev oder der schon erwähnte Nestor Machno beispielhaft für die zuerst genannten stehen, seien für die zuletzt genannten die Führungsfigur des Iževsko-Votkinskij-Aufstandes in Udmurtien Aleksandr G. Žuravlev oder der „Stabschef“ der in der Forschung noch kaum untersuchten belarusischen nationalpatriotischen Organisation Grüne Eiche Vladimir F. Ksenevič als Beispiele genannt.

Auch wenn diese Heterogenität der Biographien dem Verlauf des Bürgerkrieges entspricht, in dem nur in seltenen Fällen klare Fronten und eindeutig definierte Freund-Feind-Abgrenzungen vorhanden waren, muss doch kritisch angemerkt werden, dass der Herausgeber es versäumt hat, den von ihm manchmal zu oft und zu pauschal verwendeten Begriff des „Volksanführers“ zu definieren. Dadurch haftet der Auswahl fast zwangsläufig etwas Erratisches und Willkürliches an. Auch die große Anzahl an Autoren kann Fluch und Segen zugleich sein. Die positiven Seiten dieser Vorgehensweise wie große Vertrautheit mit der Materie und die Multiperspektivität wurden bereits oben lobend erwähnt. Zu den negativen Seiten gehört die zum Teil stark schwankende Qualität der Einzelbeiträge, die auch nicht dadurch vermieden werden konnte, dass der Herausgeber den Autoren eine „Anleitung“ an die Hand gab und diese in der Einführung auch abdrucken ließ. Die praktische Umsetzung dieser Anleitung war, wie der Herausgeber selber zugibt, nicht obligatorisch. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass manche Beiträge eher gewohnt enzyklopädisch ausgerichtet sind, während

andere nicht nur dort ausgiebig aus Quellen zitieren, wo ein knapper Satz zum Verständnis der behandelten Materie vollkommen ausgereicht hätte. Den üblich-nüchternen Schreibstil, den man von einer solchen Abhandlung erwartet, gaben einige Autoren zugunsten einer fast schon journalistisch anmutenden Darstellung auf. Der Beitrag über die Gebrüder Žegalov (S. 40–42) kann hier als Beispiel genannt werden.

Im Großen und Ganzen überwiegt der positive Eindruck. Es bleibt zu hoffen, dass dieses prosopographische Werk der Geschichtswissenschaft neue Anregungen für ihre Forschungen zur Geschichte des Russischen Bürgerkrieges liefern wird. Ein interessant zu lesendes und informatives Nachschlagewerk ist es allemal.

PETER KAISER

Freiburg i. Br.

Christian Raffensperger

The Kingdom of Rus'

Kalamazoo, MI: Arc Humanities, 2017. XIX, 92 S. = Past Imperfect.

ISBN: 978-1-942401-31-5.

Der Titel dieses Taschenbüchleins aus der Reihe *Past Imperfect*, deren Anliegen es ist, „concise critical overviews of the latest research by the world’s leading scholars“ zu präsentieren, ist Programm und der mit ihm suggerierte Inhalt ein Projekt des Autors. Denn bisher wurden in der historischen Wissenschaft die Herrscher der Kiever Rus', dem Gebrauch ihrer Zeit entsprechend, fast ausnahmslos als „Fürsten“ und ihr Herrschaftsgebiet als „Fürsten-“ und nicht als „Königtum“ bezeichnet. Die zentrale Botschaft des programmatischen Buchtitels beruht hauptsächlich auf drei Argumenten: 1. In lateinischen zeitgenössischen Quellen begegnen die Rus'-Herrscher als *rex*, ihre Gebiete als *regnum*. 2. Diese Titulatur entspreche im Gegensatz zu dem im Kiever Reich verwendeten *knjaz'* (Fürst) bzw. – selten – *velikij knjaz'* (Großfürst) dem tatsächlichen Rang und der Machtfülle der altrussischen Herrscherdynastie. 3. Argumentativ überwölbt und untermauert wird die vermeintliche titulare Höherstufung der Kiever Fürsten damit, dass die Rus' ein „part and parcel“ (S. 13), d. h. integraler Bestandteil des mittelalterlichen Europa gewesen sei – eine Auffassung, die im Widerspruch zur „traditionellen“ oder auch nur gewohnheitsbedingt verengten Europa-Perspektive der historischen Wissenschaft stehe. Es gelte, das mittelalterliche Europa „in its entirety“ (S. 13) zu betrachten und die Rus' als „piece of Europe that I will add in here“ (S. 13).

Abgesehen davon, dass „Europa“ für die Menschen des Mittelalters kein eigenes Thema gewesen ist (Michael Borgolte: *Die Anfänge des mittelalterlichen Europa oder Europas*

Anfänge im Mittelalter?, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 55 [2007], 3, S. 205–219, hier S. 206), was in der vorliegenden Studie unerwähnt bleibt, drängt sich unwillkürlich die Frage nach der professionellen Sozialisation des Verfassers hinsichtlich der Problematik „Russland und Europa“ als Gegenstand der historischen Wissenschaft auf. Höchst problematisch ist es nämlich, dass sich seine Kritik an der von ihm als „traditionell“ bezeichneten Sicht auf das europäische Mittelalter ausschließlich auf die in der anglo-amerikanischen Historiographie partiell vertretene Position – „England, France and the papacy were medieval Europe“ (S. 11) – bezieht und andere historiographische Traditionen, die von jener deutlich unterschieden sind, nicht zur Kenntnis nimmt. In der jüngeren Osteuropa-Forschung, hier auch insbesondere der deutschen, die übrigens bei Raffensperger komplett unberücksichtigt bleibt, besteht nämlich seit langem mehrheitlich Konsens darüber, dass die Kiever Rus’ als Teil des *orbis christianus* zugleich Teil des mittelalterlichen Europas gewesen ist. So heißt es im *Handbuch der Geschichte Rußlands* dazu unmissverständlich: „Die oft diskutierte Frage der Zugehörigkeit Russlands zu Europa läßt sich für die Kiever Epoche eindeutig im positiven Sinne beantworten“ (Hartmut Rüß: *Das Reich von Kiew*, in: Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. 1: Bis 1613. Von der Kiever Reichsbildung bis zum Moskauer Zartum. Hrsg. von Manfred Hellmann. 1. Halbband. Stuttgart 1981, S. 199–429, hier S. 202), wobei sich diese Aussage auf mehr oder weniger weit zurückliegende seriöse wissenschaftliche Arbeiten stützen konnte. In seiner Kölner Einführungsvorlesung zur Thematik „Russland und Europa vor Peter dem Großen“, gehalten am 10.12.1956, konstatierte Günther Stökl, „daß es historisch nicht angeht, Rußland und Europa als Exponenten grundverschieden angelegter gegensätzlicher Welten zu betrachten.“ (Günther Stökl: *Russland und Europa vor Peter dem Großen*, in: Historische Zeitschrift 184 [1957], 3, S. 531–554, hier S. 532.)

Dennoch sollte bei aller „part and parcel“-Emphase des Verfassers natürlich nicht der Blick dafür verlorengehen, dass die ganz überwiegend von Slaven bevölkerte Kiever Rus’ mannigfachen politischen und kulturellen Einflüssen von außen – skandinavischen, byzantinischen, kaukasischen, steppennomadischen, west- und südslavischen sowie baltischen – ausgesetzt war, was ihre differenziert zu betrachtende Einreihung in die mittelalterliche europäische *latinitas* erfordert – trotz zunehmender Fernhandelskontakte und einzelner dynastischer Heiratsverbindungen dorthin.

Die dezidierte Abkehr des Verfassers vom „traditionellen“ anglo-amerikanischen Blick auf das mittelalterliche Europa und sein durchaus berechtigtes Anliegen, dies anders zu handhaben, bringen es – gewissermaßen automatisch – mit sich, dass er die Rolle des byzantinischen Einflusses auf die Kiever Rus’ eher nur am Rande thematisiert und nur marginal für erwähnenswert hält. Tatsächlich ist in der Rus’ die Übernahme politischer und sozialer Strukturen aus Byzanz infolge andersgearteter historischer Traditionen und geographischer Bedingungen eher als gering zu erachten – dem Byzantinisten Aleksandr S. Kozlov in Ekaterinburg sei für die Einschätzung samt ausführlicher

Begründung gedankt. Dennoch war die Übernahme des Christentums aus Byzanz und die damit verbundene Entscheidung für die Zugehörigkeit zum byzantinischen Kulturkreis von grundlegender Bedeutung. Sie hat dem Osten Europas zweifellos eine ganz spezielle Signatur verliehen. Die religiöse Bindung an Byzanz war „faktisch durch die vorgegebene Verkehrslage, durch die bestehende Kommunikation über Handel, Heerzüge und warägische Söldner in byzantinischen Diensten vorgezeichnet“ (Ludwig Steindorff: *Das Kiever Reich in Europa um das Jahr 1000*, in: Andreas Ranft [Hrsg.]: *Quedlinburger Hoftag und Europa im 10. Jahrhundert. Von den historischen Wurzeln zum Neuen Europa*. Berlin 2006, S. 73–86, hier S. 79). Nicht zuletzt hat die kirchliche Unterstellung der Kiever Metropole unter das Patriarchat von Konstantinopel das kulturelle Profil der Rus' maßgeblich beeinflusst, was sich in kirchlichen Institutionen, im kanonischen Recht, in der Baukunst, der Literatur und Malerei sowie im Hofzeremoniell und sogar in der Kleidung der Oberschicht widerspiegelte.

Raffensperger spricht hingegen an einer Stelle von der „tiefen religiösen gegenseitigen Verbindung [...] speziell zwischen der Rus' und dem Papsttum“ (S. 22). Ist es von daher etwa gar kein Versehen, sondern Absicht, dass in der ansonsten durchaus nützlichen „Timeline of Events“ (S. XI–XIX) das langfristig die Abschottung von der römisch-katholischen Christenheit fördernde Schisma von 1054 keine Erwähnung findet?

Bezüglich der „Königs“-Titulatur zitiert der Verfasser an herausgehobener Stelle (S. 1, „Introduction“) den bekannten polnischen Osteuropa-Historiker Andrzej Poppe (gest. 2019) und dessen Ankündigung von 2007: „Since, in early Medieval Europe, the Slavic title kniaz' was equivalent to the Latin title rex, and since the Rus'ian rulers are constantly referred to in medieval sources as reges, I break here with the historiographic tradition of the nineteenth and twentieth centuries and return to the medieval usage and meaning of this title.“ Raffensperger gibt hier zwar an, dass das Zitat aus Andrzej Poppes Buch *Christian Russia in the Making* (Aldershot 2007) stammt, er lässt aber offen, aus welchem in der Aufsatzsammlung abgedruckten Beitrag, und auch die Seitenangabe fehlt. Darüber hinaus bleibt bei Raffensperger unerwähnt, dass Poppe dieser Ankündigung keine weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik folgen ließ. Nimmt man hinzu, dass er in seinen historischen Arbeiten – von frühen Ausnahmen in englischsprachigen Publikationen (z. B. Andrzej Poppe: *The Political Background to the Baptism of Rus'.* *Byzantine-Russian Relations between 986–89*, in: *Dumbarton Oaks Papers* 30 [1976], S. 195–244. <https://doi.org/10.2307/1291395> [13.07.2021]) abgesehen – überwiegend die traditionelle „Fürsten“-Titulatur verwendete (vgl. etwa seine Artikel zu den Kiever Throninhabern Jaroslav der Weise, Izjaslav Jaroslavič und Izjaslav Mstislavič im *Lexikon des Mittelalters*. Bd. 5: *Hiera-Mittel bis Lukanien*. Stuttgart, Weimar 1999, Sp. 306, 843, 844), so vermag die Berufung des Verfassers auf ihn als Kronzeugen und Gewährsmann für sein ambitioniertes Vorhaben nur bedingt zu überzeugen.

Ein Hauptargument zugunsten der Angemessenheit des Königs-Titels für die Rus'-Herrscher ist laut Verfasser, wie erwähnt, die Tatsache, dass diese in zeitgenössischen lateinischen Quellen als *reges* (*rex*) bezeichnet werden, so z. B. bei Lampert von Hersfeld, in der Reichschronik des Annalista Saxo, bei Thietmar von Merseburg, in der Chronik Heinrichs von Livland und bei Papst Innozenz IV. Bei Letzterem trifft dies interessanterweise nur für Aleksandr Nevskijs Herrschaft über Novgorod zu, nicht aber für dessen Herrschaft in Suzdal'. Hier lautet der von Innozenz IV verwendete Titel *dux*. Dass allen diesen „Lateinern“ die Existenz eines mächtigen Reiches an der östlichen Peripherie des Kontinents vom Hörensagen bekannt war und sie deshalb auch mit Blick auf die zahlreichen Kleinkönige in ihrem näheren europäischen Umfeld das ihnen vertraute *rex* für jene weit entfernten Dynasten eines Großreichs als angemessen erachteten, ist zwar nachvollziehbar. Aber dennoch ist natürlich die Unkenntnis oder Missachtung der tatsächlichen historischen Sachverhalte kein Argument für die Korrektheit einer nach eigenem Gutdünken verwendeten Titulatur. Einer, der direkt vor Ort war und somit die politischen Verhältnisse aus persönlicher Anschauung kannte, war Brun von Querfurt (ca. 974–1009), der mit Missionsabsichten bei den Pečenegen 1007 in die Rus' gereist und vom Oberhaupt der Kiever Rus' persönlich bis an die Grenze zu jenem Steppenvolk begleitet worden war. In einem Brief an König Heinrich II. hat er Vladimir den Heiligen nicht als *rex*, sondern als *senior Ruzorum* bezeichnet. Der Verfasser erklärt das mit dem generellen „ecumenical“ use“ (S. 56) dieses Titels bei Brun, was allerdings genauer zu überprüfen wäre. Aber ganz unabhängig davon könnte natürlich der Gebrauch von *senior* statt *rex* darauf hindeuten, dass Brun sehr genau darüber informiert war, dass Vladimirs slavischer Titel eines *knjaz'* keineswegs mit dem eines westlichen *rex* identisch war bzw. überhaupt als identisch angesehen werden wollte und er sich deshalb auf die allgemeinere und weniger pointierte Titel-Version eines „Ältesten“ zurückzog, die im übrigen dem in der Kiever Rus' geltenden Thron-Erbfolgerecht des Seniorats entsprach.

Bedenkenswert ist zudem die Tatsache, dass im Kiever Reich, wie angedeutet, offensichtlich keinerlei herrscherliches Bestreben oder Bedürfnis nach Abänderung der herkömmlichen *knjaz'*-Titulatur vorhanden war. Mit „Gleichgültigkeit“ der Rus'-Fürsten gegenüber der Titulatur, wie manche meinen, hat das allerdings nichts zu tun, sondern eher mit Wertschätzung der eigenen. Im übrigen Europa gab es *princes*, Grafen, Herzöge usw. als Inhaber provinzieller, ursprünglich grundsätzlich amtlicher Herrschaftsgewalt unterhalb der Königsebene, die sich zu souveräner landesherrlicher Eigenständigkeit auswachsen konnte. Eine vergleichbare staatliche Struktur, bei der sich unterschiedliche titulare Landesherrschaften zwischen Staatsspitze und Adelsschicht schoben, ist für die Kiever Rus' nicht nachweisbar, so dass hier die Notwendigkeit einer ranglichen Höherstufung, wie sie die *rex*-Titulierung des Verfassers vermeintlich darstellt, entfiel. Der Herrscher und seine Dynastie verkörperten den Staat. Die abstrakte Idee eines Flächenstaates mit entsprechenden Macht- und Verwaltungsstrukturen hatte sich noch

nicht herauskristallisiert. Die Gefolgschaft als wichtigstes Machtinstrument bezog ihren Unterhalt überwiegend aus dem Beutegut der Feldzüge gegen slavische Stämme, aus den Tributerhebungen bei ihnen und aus der Angliederung neuer Gebiete (Carsten Goehrke: *Frühzeit des Ostslaventums*. Unter Mitwirkung von U. Kälin. Darmstadt 1992, S. 154 f.). In byzantinischer Sicht waren die Herrscher der Kiever Rus' „Archonten“ (*megas archon* – in slavischer Übersetzung *velikij knjaz'* – z. B. in den Griechenverträgen des 10. Jahrhunderts), welcher Titel generell die hohe gesellschaftliche Position einer Person signalisierte, aber auch für die Oberhäupter fremder Völker und Stämme Anwendung fand, um nicht zuletzt deren ideelle Abhängigkeit vom oströmischen Kaisertum zu unterstreichen.

Zu berücksichtigen ist selbstverständlich auch, dass der slavische Begriff *knjaz'* sich vom urgermanischen *kuningaz* („König“) herleitet. Diese Tatsache macht die vermeintliche terminologische Höherstufung vom *knjaz'* zum *king* durch den Verfasser eigentlich überflüssig. Ob allerdings diese ursprüngliche Bedeutung der slavischen Übersetzung den späterhin slavisierten Herrschern der Kiever Rus' überhaupt bewusst war, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Die Tatsache, dass sie die slavische Bezeichnung für „König“ (*korol'*, *kral*) nicht benutzten, könnte eher dafür sprechen sowie darauf hindeuten, dass sie eine der *latinitas* angepasste Titulatur im Sinne ihrer ganz spezifischen historischen Entwicklung und Eigenständigkeit, die auch von der orthodoxen Kirche besonders betont wurde, nicht für opportun bzw. erstrebenswert erachteten. Der Verfasser führt an (S. 33), dass es in Skandinavien um 800 mindestens 45 Personen gab, die den alt-nordischen Titel *konungr* trugen, der von modernen Autoren und Autorinnen mit *king* oder *chief* bzw. *chieftain* entsprechend der jeweiligen Machteinschätzung übersetzt wird. Die Iren konnten sich sogar rühmen, „no less than 150 kings in the country at any given date between the fifth and twelfth centuries“ zu haben (S. 34). Was hätte also die Kiever Fürsten dazu veranlassen sollen, sich in diese Phalanx der titularen Bedeutungslosigkeit einzureihen?

Es sei nebenbei bemerkt, dass selbst Fürst Daniil Romanovič von Galič-Vollhynien (gest. 1264) die ihm von Papst Innozenz IV. angebotene Königskrone nur zögerlich – angeblich „erst auf Zureden seiner Mutter und seiner polnischen Freunde“ (siehe Günther Stökl: *Das Fürstentum Galizien-Wolhynien*, in: Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. I: Bis 1613: Von der Kiever Reichsbildung bis zum Moskauer Zartum. Hrsg. von Manfred Hellmann. 1. Halbband. Stuttgart 1981, S. 484–533, hier S. 519) – akzeptiert hat. Titularer Ehrgeiz dürfte dabei die geringste Rolle gespielt haben. Es gibt für Daniils Annahme dieses „lateinischen“ Herrschaftssymbols in der Forschung unterschiedliche, vor allem aber außenpolitische Begründungen. Indes musste ihm deutlich vor Augen stehen, dass er sich mit diesem Krönungsakt von seinen kulturellen Wurzeln und politischen Traditionen der orthodoxen Rus' eklatant entfernte, was ein Grund für sein Zögern gewesen sein könnte.

Im Schlusskapitel findet sich folgendes Gedankenspiel des Autors: „[...] if we say, King Henry of France married Anna, the daughter of Prince Iaroslav of Kiev, as is often

said, one perception is created in the mind of the reader. On the other hand, if we say, King Iaroslav of Rus' married his daughter Anna to King Henry of France, another perception entirely is created. In the first statement, Henry is clearly the ranking individual [...] because of his title having precedence in the modern mind over 'prince' Iaroslav. The marriage is then not one of equals and not one for a political purpose. [...] The second formulation places Iaroslav and Henry on an equal plane due to their titlature, and allows for a more nuanced understanding of the marriage, and perhaps its underlying causes.“ („Conclusion“, S. 78) Hier wie auch ganz generell stellt sich die Frage nach den Adressaten seines im Grunde ahistorischen Anliegens der nachträglichen ranglichen „Höherstufung“ der Kiever Fürsten zu „Königen“. Die seriöse Osteuropa-Historie jedenfalls kann der Verfasser eigentlich nicht gemeint haben, denn sie verbindet mit dem *knjaz'*-Titel kein rangliches und machtpolitisches Defizit etwa im Vergleich zu west-, mittel- und nordeuropäischen Königtümern. Zwar begegnet der Titel *velikij knjaz'* (Großfürst) bis zum Ende des 12. Jahrhunderts sehr selten und nach verbreiteter Ansicht nicht in der Bedeutung eines Amtstitels, aber er sagt doch eine Menge über die Selbst- und Fremdeinschätzung der Kiever Herrscher aus. Wenn es in einer in den Verputz eines Pfeilers der Kiever Sophienkathedrale eingeritzten Inschrift in Bezug auf Jaroslav den Weisen heißt, dass am 20. Februar 1054 „unser Car“ gestorben sei, so zeigt auch dies die Macht und das Ansehen des Herrschers bei seinen Zeitgenossen, der sich im übrigen in einem weißen Marmorsarkophag beisetzen ließ, der nach dem Vorbild byzantinischer Prunksarkophage angefertigt war.

Dass ein Historiker des 21. Jahrhunderts der Meinung ist, durch Verwendung einer – vermeintlich – „passenden Terminologie“ im Nachhinein das „größte europäische Königtum des 11. und 12. Jahrhunderts“ (S. 6 f.) kreieren zu müssen, ist m. E. ein grundsätzliche Fragen geschichtswissenschaftlicher Interpretation aufwerfender und zugleich irritierender Vorgang, zumal sich keinerlei Belege dafür anführen lassen, dass dies auch im Sinne der herrschenden Protagonisten des Kiever Reiches gewesen wäre.

HARTMUT RÜß
Münster/Westfalen

Karlo Ruzicic-Kessler

Italiener auf dem Balkan. Besatzungspolitik in Jugoslawien 1941–1943

Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2017. V, 363 S., 2 Ktn. ISBN: 978-3-11-054141-0.

Die internationale Forschung über den Zweiten Weltkrieg auf dem Boden Jugoslawiens beleuchtet die italienische Seite eher selten, es dominieren Werke, die sich auf die Partisanenbewegung, den Ustaša-Staat oder die deutsche Rolle im besetzten Jugoslawien konzentrieren. Insofern ist die umfangreiche, stark aus italienischen Quellen erarbeitete Studie von Karlo Ruzicic-Kessler hoch willkommen. Hier liegt ein solides Stück Forschung vor, das allerdings auch mit Schwächen behaftet ist. So fehlt es einerseits an erkenntnisleitenden Fragestellungen und andererseits am Dialog mit der bereits existierenden Forschungsliteratur. So schwimmt der Leser in einem Meer aus Fakten und fragt sich häufig, was eigentlich neu und was bereits bekannt ist.

Dabei enthält das Werk, das an der Universität Wien als Dissertation vorgelegt wurde, durchaus interessante Argumente, die sich aber erst im Kopf des aufmerksamen Lesers zu einem Gesamtbild fügen. Ins Auge springen vor allem die tiefen Unvereinbarkeiten der italienischen Balkanpolitik – zwischen Ideologie und Wirklichkeit, zwischen Wünschen und Möglichkeiten, zwischen formalen Bündnissen und tatsächlichen Interessenlagen. Die Widersprüchlichkeit prägt bereits die Zwischenkriegszeit, mit der Ruzicic-Kesslers empirische Studie einsetzt. Die Entente hatte Italien Teile der östlichen Adriaküste als Belohnung für den Kriegseintritt gegen die Mittelmächte versprochen, dieses Versprechen aber aus Rücksicht auf einen anderen Partner – Serbien bzw. Jugoslawien – teilweise gebrochen. Der politische Großmeister des liberalen Italien, Ministerpräsident Giovanni Giolitti, zeigte sich kulant und zog italienische Truppen aus Dalmatien ab, worin die ihn ablösenden Faschisten einen schweren Verrat sahen. Mussolini hing der Idee an, Teile des östlichen Adriaums, insbesondere Dalmatiens und Sloweniens, zum integralen Bestandteil Italiens zu machen, pflegte aber auch enge Beziehungen zum jugoslawischen Ministerpräsidenten Milan Stojadinović (1935–1938). Das faschistische Italien „versäumte“ sowohl die ideologische Umerziehung des italienischen Offizierskorps als auch die Stärkung der Armee selbst. Auf die Zerschlagung Jugoslawiens, angeordnet von Adolf Hitler als „Rache“ für den Belgrader Putsch vom 27. März 1941, war Italien nicht vorbereitet, wenngleich es bereitwillig die Möglichkeit nutzte, territorial über die Adria auszugreifen. Italien war militärisch weitaus weniger potent als das Deutsche Reich, und dennoch brachte es den gemeinsamen kroatischen Verbündeten, den „Unabhängigen Staat Kroatien“, wegen der Ansprüche auf Dalmatien gegen sich auf. Die Folge war ein tiefes Misstrauen zwischen Rom und Zagreb. Die Küstenstädte konnte Italien halbwegs alleine kontrollieren, im Hinterland

dagegen setzte es auf die Zusammenarbeit mit den serbischen Četnici, die ebenfalls den kroatischen Ansprüchen feindlich gegenüberstanden.

Ruzicic-Kessler geht immer wieder auf den vergleichsweise positiven Ruf der italienischen Herrschaft auf dem Boden Jugoslawiens ein und bestätigt ihn größtenteils. Dies mag den Anschein der Beschönigung erwecken, dennoch kann man dem Autor nicht vorwerfen, er verschweige die dunklen Seiten der Politik Roms östlich der Adria. Die italienische Herrschaft war vor allem dort hart, wo Gebiete zur Annexion vorgesehen oder bereits annektiert waren und man daran ging, gewaltsam die Zusammensetzung der Bevölkerung zu verändern. Dies galt insbesondere für die an Italien gefallen Teile Sloweniens, wo Einwohner massenweise vertrieben und praktisch alle erwachsenen männlichen Slowenen repressiert wurden. In den küstennahen Bereichen Dalmatiens war das Bild zum Teil ähnlich, hier allerdings abgemildert durch eine Armeeführung, die sich – im Gegensatz zur viel rigoroseren, auf Italianisierung und Faschisierung ausgerichteten Linie der Zivilverwaltung – vor allem für Partisanenbekämpfung interessierte und ansonsten der Bevölkerung Raum für Kollaboration beließ. Deutlich weniger hart war die italienische Besatzungsherrschaft dort, wo Rom keine Annexionsabsichten hatte – so im Kosovo, dessen italienisch besetzter Teil dem formal selbständigen Albanien zugeschlagen wurde, und in Montenegro, wo es zu einem faktischen Kondominium von italienischem Militär, übernommener jugoslawischer Staatsbürokratie und Četnici-Verbänden kam. Hart war hier „nur“ das Vorgehen gegen die Partisanen, welche die italienische Armee mit ähnlich drakonischen „Sühnemaßnahmen“ bekämpfte wie die Wehrmacht.

Interessant und nuanciert ist Ruzicic-Kesslers Darstellung des Verhältnisses zu Hitlerdeutschland. Die italienischen Besatzer litten von Beginn an darunter, dass die Ustaše weitaus mehr Berlin als Rom zuneigten. Die Italiener konkurrierten mit den Ustaše um Territorien. Im kroatischen Kriegsminister Slavko Kvaternik sahen sie einen alten habsburgischen Offizier und fühlten sich durch derart traditionsreiche Loyalitäten ausgebootet. Sie fühlten sich als Leidtragende deutscher wie auch kroatischer Brutalitäten, weil immer wieder Flüchtlinge in erheblicher Zahl in die italienisch beherrschten Zonen drängten und dort die Lage destabilisierten. Nicht zuletzt verübelten sie dem Deutschen Reich die systematische wirtschaftliche Ausbeutung der Region – im Kosovo etwa waren die ertragreichen Minen im Norden des Landes unter der Kontrolle der Wehrmacht, wohingegen den Italienern nur der von Subsistenzlandwirtschaft und Schafzucht geprägte Rest blieb. Ein weiterer Stachel im Fleisch des italienischen Nationalstolzes war die eigene vergleichsweise geringe militärische Leistungsfähigkeit. Dass sich die Italiener mithilfe von Četnici-Verbänden Abhilfe verschafften, setzte sie der ständigen Kritik von Wehrmacht und Ustaše aus, ohne dass dies etwas an der italienischen Praxis geändert hätte.

Vorwürfe, insbesondere von deutscher Seite, handelten sich die Italiener auch wegen ihres Umgangs mit der jüdischen Bevölkerung in ihrem Herrschaftsbereich ein. Sie stand

nicht wirklich auf Roms Gegnerliste, hier figurierten eher Partisanen, Slowenen und national denkende Kroaten. Die Internierung von Juden hatte zum Teil Schutzcharakter, jüdische Häftlinge wurden nicht selten besser behandelt als kommunistische. Ruzicic-Kessler führt diesen Unterschied auf den vergleichsweise geringen Antisemitismus der italienischen Nationalbewegung und auch des italienischen Faschismus, aber auch auf die vergleichsweise kleinen jüdischen Bevölkerungen in den Städten der östlichen Adria zurück. Genützt haben diese Umstände allerdings längst nicht allen Juden unter italienischer Herrschaft – die Lager im Norden Kroatiens gerieten nach der italienischen Kapitulation im September 1943 schnell unter kroatische bzw. deutsche Herrschaft, was für die Häftlinge mit Erschießungen oder dem Abtransport in Vernichtungslager endete.

Insgesamt gewährt Ruzicic-Kessler sowohl einen Einblick in als auch einen Überblick über die italienische Besatzungsherrschaft auf dem Boden Jugoslawiens, wobei sich gerade der Überblick erst im Nachhinein einstellt. Das Buch schließt mit lesenswerten Ausführungen darüber, wie die Realgeschichte im italienischen kollektiven Gedächtnis abgelegt wurde – nämlich als Thema, über welches sich zu reden eigentlich nicht lohnt, weil der wahre Bösewicht Nazi-Deutschland war. Der kleinere Sünder gewesen zu sein, erspart die Gewissenspein.

KLAUS BUCHENAU

Regensburg

**Inostrannye specialisty v Rossii v épochu Petra Velikogo.
Biografičeskij slovar' vychodcev iz Francii, Vallonii, frankojazyčnych
Švejcarii i Savoiji 1682–1727**

[Ausländische Spezialisten in Russland während der Epoche Peters des Großen. Biographisches Lexikon der Immigranten aus Frankreich, Wallonien, der französischsprachigen Schweiz und Savoyen 1682–1727]
Pod red. V. S. Ržeuckogo i D. Ju. Guzeviča, pri učastii A. Mezen. Moskva: Lomonosov', 2019. 799 S., Abb. ISBN: 978-5-91678-466-4.

Wie auch immer man Peter I. von Russland und seine Herrschaft beurteilen möchte, eines scheint unbestritten zu sein, nämlich dass er Russland dem restlichen Europa nähergebracht hat und dass bei dieser Annäherung die im westlichen Europa angeworbenen Fachkräfte verschiedener Berufssparten und unterschiedlicher Herkunft eine entscheidende Rolle gespielt haben. Das vorliegende Lexikon behandelt genau diese Personengruppe. Erst der Untertitel schränkt den Personenkreis auf die französischsprachigen Immigranten ein. In einer Zeit, in der sich Französisch zur *lingua franca*

Europas entwickelte, ist die Abgrenzung der Personengruppe nicht einfach, zumal die Autoren ausdrücklich darauf hinweisen, dass auch französischsprachige Personen aufgenommen wurden, die indirekt über beispielsweise Sachsen, Preußen oder Schweden nach Russland kamen oder teilweise erst eine Generation später aus Drittstaaten nach Russland übersiedelten. Meist handelte es sich dabei um Hugenotten, die Frankreich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes verlassen hatten und erst später ihren Weg nach Russland, meist in die neue Hauptstadt St. Petersburg, fanden. Bemerkenswert an der Gruppe der französischsprachigen Spezialisten im Petrinischen Russland ist sicherlich, dass trotz der allgemein unbestritten bedeutsamen Rolle der ausländischen Spezialisten für die Modernisierung Russlands ausgerechnet diese Gruppe verhältnismäßig klein war und erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen signifikanten Anteil der Ausländer im Russischen Reich stellte. Dessen ungeachtet argumentieren die Herausgeber vollkommen plausibel, dass diese Gruppe einen überproportionalen Einfluss auf die kulturelle Entwicklung der jungen Hauptstadt St. Petersburg hatte, da viele von ihnen im Bauwesen tätig waren. Der Architekt Jean Baptiste Le Blond ist hierfür sicherlich das bekannteste Beispiel. Insgesamt sind im vorliegenden, insgesamt 800 Seiten starken Band biographische Daten zu etwa 900 Personen zusammengetragen worden. Naturgemäß sind die einzelnen Beiträge in Abhängigkeit der dargestellten Person von höchst unterschiedlicher Länge. So entfallen beispielsweise auf den erwähnten Jean Baptiste Le Blond allein 20 Seiten.

Neben dem eigentlich lexikalischen Teil enthält der Band noch einen etwa 200 Seiten umfassenden Anhang, der neben dem unerlässlichen Personenregister auch eine Auflistung der Personen nach Berufsgruppen bietet, was das soeben beschriebene soziale Profil der Immigranten nochmals unterstreicht. Außerdem finden sich sehr umfangreiche Informationen zur Literatur, zu den benutzten Archiven und den zahlreichen Autoren und Autorinnen der einzelnen Beiträge. Vorangestellt ist eine vergleichsweise knappe Einleitung, die vor allem die methodischen Kriterien für die Auswahl der vorgestellten Personen offenlegt und ein paar eher kurze Ausführungen zur Anwerbepraxis von Spezialisten im Ausland sowie zum konfessionellen Aspekt der Migration enthält. Eine eingehende Analyse der erhobenen Daten kündigen die Autoren für die Zukunft an.

Ein Projekt von solchen Ausmaßen unter Beteiligung zahlreicher Experten und Expertinnen lässt sich nicht ohne Fehler realisieren, doch ist insgesamt zu betonen, dass der Band durchgängig außerordentlich gründlich recherchiert ist. Die Autoren haben eine beeindruckende Menge an Quellen aus allen einschlägigen Archiven in Russland und Westeuropa herangezogen und deren Gebrauch in praktikabler Weise kenntlich gemacht.

Für das hohe wissenschaftliche Niveau spricht die Beteiligung der Vielzahl der im Anhang aufgelisteten einschlägig bekannten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die an der Abfassung der Lexikoneinträge mitgewirkt haben. Aber auch die beiden Herausgeber Vladislav Rjéoutski und Dmitrij Guzevič sowie Anne Mézin selbst sind

durch einschlägige Publikationen zum Thema bereits hervorgetreten. Dabei muss neben den Studien zur Großen Gesandtschaft (Irina Guzevič / Dmitrij Guzevič: *Velikoe posol'stvo*. S.-Peterburg 2003; Irina Guzevič / Dmitrij Guzevič: *Pervoe Evropejskoe putešestvie carja Petra. Analitičeskaja bibliografija za tri stoletija 1697–2006*. S.-Peterburg 2008) vor allem das französischsprachige Lexikon zu den Franzosen in Russland im 18. Jahrhundert erwähnt werden, das man sicherlich als eine Art Vorgängerstudie zum vorliegenden Werk verstehen kann, zumal beide Herausgeber (Mézin, Rjéoutski) auch beim hier rezensierten Werk beteiligt waren. Allerdings umfasst das französischsprachige Lexikon das ganze 18. Jahrhundert und ist daher für die Petrinische Zeit noch nicht so umfassend wie das vorliegende Werk (*Les Français en Russie au siècle des Lumières. Dictionnaire des Français, Suisses, Wallons et autres francophones en Russie de Pierre le Grand à Paul Ier*. Sous la direction de Anne Mézin et Vladislav Rjéoutski. Ferney-Voltaire 2011).

Es kann also festgehalten werden, dass es den Herausgebern gelungen ist, eine un-
gemein nützliche Informationsfülle für die Forschung bereitgestellt zu haben. Einzig
eine auswertende Analyse der Datenmenge oder eine eingehendere Erläuterung der
zeithistorischen Umstände wären darüber hinaus noch wünschenswert gewesen. Jedoch
ist dies nicht die Aufgabe eines Lexikons, zumal hierfür die immer noch nützlichen
Forschungsergebnisse Erik Amburgers herangezogen werden können (Erik Amburger:
*Die Anwerbung ausländischer Fachkräfte für die Wirtschaft Russlands vom 15. bis ins 19.
Jahrhundert*. Wiesbaden 1968). Es bleibt nur zu hoffen, dass in Zukunft ähnliche Werke
mit Bezug auf die anderen ausländischen Spezialisten im Petrinischen Russland, die zum
Teil einen noch größeren Anteil an der „Veränderung Russlands“ hatten, vorgelegt
werden.

TILMAN PLATH
Greifswald

Wenzel. Protagonist der böhmischen Erinnerungskultur

Hrsg. von Stefan Samerski. Paderborn: Schöningh, 2018. VIII, 329 S.,
20 Abb. ISBN: 978-3-506-78533-6.

In seinem Vorwort formuliert der Herausgeber anlässlich der Flüchtlingsströme der
Gegenwart die Notwendigkeit, nach dem eigenen kollektiven Gedächtnis und der kul-
turellen Identität Europas zu suchen. Für die böhmischen Länder ist in diesem Fall
Wenzel/Václav zweifellos die zentrale Memorialfigur der Erinnerungskultur. Vom
frühen Mittelalter bis in die Gegenwart veränderten sich sein Bild und seine Funktion

und nahmen immer wieder unterschiedliche Formen an. Dies spiegelt sich folgerichtig auch in Werken der Kunst, Musik, Literatur etc. wider.

In der Einleitung erfahren wir, dass sich dieses Buch auf eine wissenschaftliche Fachtagung bezieht, die in Leipzig am GWZO vom 5. bis 7. März anlässlich Wenzels 1100. Geburtstags stattfand. Den Grundstock der Publikation bilden überarbeitete und aktualisierte Konferenzbeiträge, die durch etliche weitere Aufsätze ergänzt worden sind. Mehr oder weniger selbstverständlich wurde in den verschiedenen Texten mit den Methoden der modernen Erinnerungskultur gearbeitet. Dazu dient auch der eröffnende Beitrag von THOMAS WÜNSCH, der in einem Literaturüberblick kritisch den Begriff „Erinnerungskultur“ beleuchtet, die synonym gebrauchten Begriffe „Ort“ und „Figur“ charakterisiert und diese in den Kontext der Religion überträgt. Durch die Wirkungsmacht und Vielfalt der religiösen Erinnerungsorte wird schließlich das gesamte staatliche Denken und Handeln über die Jahrhunderte hinweg bedeutungstragend. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Spezifikum Ostmitteleuropas als multireligiöser Raum. Die folgenden, in einzelne Zeitabschnitte und Themen gegliederten Beiträge zeigen, dass kaum eine andere Tradition so ambivalent und in der Zeit so wechselvoll war wie der Wenzelskult.

In der ersten Sektion, in der es um Wenzel als Landespatron im mittelalterlichen Böhmen geht, stellt zuerst der Historiker und Theologe FRANZ MACHILEK in einer exzellenten vergleichenden Untersuchung den Heiligen und Märtyrer Wenzel und seine Bedeutung nicht nur für die Länder der Böhmisches Krone vor und ordnet ihn dazu in den größeren Kontext der mitteleuropäischen Hagiographie vom frühen Mittelalter bis zu den Hussitenkriegen ein. An diesen Aufsatz knüpft FRANTIŠEK ŠMAHEL mit seinem Beitrag über die Verehrung des hl. Wenzel im hussitischen Böhmen an. Šmahel kommt zu dem überraschenden Ergebnis, dass nicht einmal den radikalen Taboriten gelang, die Wenzelsverehrung aus den Gemütern der Böhmen zu verdrängen.

Die Frühe Neuzeit bringt identitätsstiftende Veränderungen der Figur des hl. Wenzel – das Thema des zweiten Abschnitts. JIŘÍ MIKULEC arbeitet in seinem Aufsatz heraus, dass sich die Verehrung des Heiligen in Böhmen differenziert weiterentwickelte, und zwar je nach sozialer Gruppe. Für die gebildeten Gläubigen stand er weiter für die geschichtliche Kontinuität und die Verankerung Böhmens im christlichen Glauben, für die Angehörigen der breiten Schichten hingegen galt er ganz allgemein als Schutzpatron auch z. B. bei Katastrophen. Die Tatsache, dass im untersuchten Zeitraum der Vorname Wenzel in Böhmen weite Verbreitung fand, deutet auf eine Wahrnehmung des hl. Wenzel als persönlicher Schutzpatron hin. MARIA-ELISABETH DUCREUX zeichnet in ihrem Text die langsame Verwandlung des hl. Wenzel in einen dominant tschechischen Patron nach, ein Prozess, der sich im wesentlichen im 17. Jahrhundert vollzog, bis ins 18. Jahrhundert fort dauerte und schließlich im 19. Jahrhundert im Verständnis des hl. Wenzel als tschechischer Nationalheiliger mündete. Darüber hinaus untersucht sie die

Förderung des Wenzelskultes in der Liturgie und den Schriften der Gegenreformation auch außerhalb der Länder der Böhmisches Krone.

Der dritte, im Vergleich zu den ersten zwei Sektionen verhältnismäßig knapp ausgefallene Teil des Buches ist der Rolle des hl. Wenzel im Nationalitätenkonflikt gewidmet. Dementsprechend hat der Aufsatz von JAROSLAV ŠEBEK „Der hl. Wenzel und die mentalen und gesellschaftlichen Veränderungen in den böhmischen Ländern der modernen Zeit“ nur Überblickscharakter. Der Autor betont, dass der Fokus seines Beitrages auf den Deutungen liegt, die auf die Gestalt des hl. Wenzel vor allem im tschechischen Bereich projiziert wurden. Das deutsche Milieu nahm den hl. Wenzel zwar mehr als tschechischen denn als böhmischen Patron war, aber im Vergleich zu Jan Hus galt er nicht als eine nationalistische, die Deutschen hassende historische Figur. Auch zur Wenzelsfeier im Jahr 1929, welche ONDŘEJ BASTL im nächsten Beitrag beleuchtet, verhielten sich die böhmischen Deutschen im allgemeinen eher indifferent.

An dieser Stelle sei noch auf Folgendes hingewiesen: Anlässlich des St.-Wenzelstags, des Feiertags der tschechischen Staatlichkeit, und des 100. Gründungstags der Tschechoslowakei wurde am 27.09.2018 im Smetana-Saal des Repräsentationshauses in Prag das Filmepos *Svatý Václav* des Regisseurs Jan S. Kolár aus dem Jahr 1930 gezeigt. Die Prager Symphoniker unter der Leitung von Jan Kučera begleiteten es mit der Originalmusik, die von Oskar Nedbal und Jaroslav Křička vor mehr als 90 Jahren komponiert wurde und lange Zeit als verschollen galt. Die Tonfilmspur und die Noten waren verlorengegangen, und der Streifen wurde im Filmarchiv als Stummfilm aufbewahrt. Der Musikwissenschaftler Viktor Velek – siehe seinen Aufsatz im letzten Teil des hier rezensierten Buches – hat die Noten wiederentdeckt.

In den 1930er Jahren wurde der hl. Wenzel für die deutschnationalen Eliten der Ersten Tschechoslowakischen Republik als Symbolfigur für die Bindung der Tschechen und der böhmischen Staatstradition an die deutsche Kultur gedeutet. Diese Deutung wurde in der Zeit des Protektorats Böhmen und Mähren weiter propagiert und politisch instrumentalisiert.

Im vierten Abschnitt des Buches, der mit „Polyzentrik der Erinnerungskultur nach dem Zweiten Weltkrieg“ überschrieben ist, setzt sich zuerst STEFAN SAMERSKI mit dem St.-Wenzelstag (28. September) auseinander, d. h. mit dem Feiertag, der aktuell als „Tag der tschechischen Staatlichkeit“ bezeichnet wird. Der 28. September war in der Tschechoslowakei bis 1951 ein Gedenktag, in der kommunistischen Zeit wurde er in den Hintergrund gedrängt, und erst im Jahr 2000 – gegen erhebliche Widerstände – als nationaler Feiertag durchgesetzt. Die von Samerski hier aufgeworfene Frage, warum der hl. Wenzel für die gegenwärtige tschechische Gesellschaft wichtig sein soll, ist durchaus berechtigt.

Der hl. Wenzel war aber nicht nur eine Figur der (ernsten) politischen Erinnerungskultur, sondern auch ein Gegenstand der (humoresken) künstlerischen Auseinandersetzung – ein Aspekt, mit dem sich VERONIKA SISKÁ in ihrem Beitrag beschäftigt. Für

ihre Untersuchung zum Thema „das Staatssymbol im Karneval“ hat sie sich für zwei künstlerische Werke entschieden – für die Skulptur *Kůň* (Das Pferd) von David Černý und für das Theaterstück *Blaník. Jevištní podoba historického mýtu* (Blaník. Die Bühnenform des historischen Mythos) des Jára Cimrman-Theaters. Die Autorin stellt zusammenfassend fest, dass die Mystifikation des hl. Wenzel sogar in der tschechischen Kunst der 1990er Jahre nicht ganz aufgegeben wurde, auch wenn die Figur fast vollständig entsakralisiert erscheint. Dies trifft im allgemeinen wohl zu, aber im Fall des Stücks *Blaník* des Jára Cimrman-Theaters ist die Situation etwas komplizierter, handelt es sich hier doch um ein Beispiel für eine Theaterform, die schon vor 1989 eine spezifische Rolle in der humoresken Thematisierung der Landesgeschichte spielte. Außerdem spielt der hl. Wenzel nicht nur im *Blaník* eine Rolle, sondern auch in einem weiteren Theaterstück des Jára Cimrman-Theaters, nämlich in *České nebe* (Tschechischer Himmel) aus dem Jahr 2008, allerdings auf eine nicht ganz vergleichbare Weise. Diesen Teil des Buches schließt der Beitrag von TOBIAS WEGER ab. Auf der Grundlage publizistischer Quellen zeigt er, wie die Erinnerungsfigur des hl. Wenzel nach 1945 im sudeten-deutschen Milieu präsentiert wurde.

„Verdichtete Symbolik in Musik und Kunst“ ist das Thema der letzten Sektion des hier rezensierten Buches. Der oben bereits erwähnte Musikwissenschaftler VIKTOR VELEK beschäftigt sich mit der Rolle des hl. Wenzel in der Musik vom Wenzelschoral bis in die Moderne. MARCO BOGADE analysiert die Ikonographie von Wenzelsdarstellungen an der Goldenen Straße (Nürnberg – Prag) aus dem 14. Jahrhundert. Der Großteil der Kunstwerke steht in Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und politischen Aktivitäten Karls IV., dessen Gesichtszüge etliche Wenzelsdarstellungen tragen, was als Hinweis auf ihre Polyfunktionalität zu interpretieren ist. Die letzten zwei Aufsätze des Sammelbandes sind der Wenzelskrone (KAREL OTAVSKÝ) und der Kronkammer im Veitsdom auf der Prager Burg (PETR CHOTĚBOR) gewidmet.

Das Buch ist zweifellos als nützlich zu betrachten, da es nicht nur einen Überblick über die Wenzelsthematik vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart vermittelt, sondern zugleich die Meilensteine der böhmischen Geschichte beleuchtet. Wie in der Einleitung des Buches schon erwähnt, stellen mehrere Beiträge des Sammelbandes überarbeitete Vorträge der Leipziger wissenschaftlichen Fachtagung im Jahr 2008 dar. Bedauerlicherweise fanden etliche andere Vorträge jener Tagung nicht den Weg in diesen Sammelband. Als Beispiel ist hier vor allem der Vortrag von Miloš Řezník („Memorialfiguren zwischen Landespatritismus und Nationalbewegung in Vormärz“) zu nennen. Auch das Thema von Jens Olesens Vortrag („Der hl. Knut im mittelalterlichen Dänemark und Skandinavien“) wäre sicherlich für eine vergleichende Perspektive interessant gewesen.

KRISTINA KAISEROVÁ

Ústí nad Labem (Tschechische Republik)

Russkaja pesnja i evropejskij romans v rukopisnom sbornike načala XIX v. Ėmocional'naja kul'tura na perelome epoch

[Das russische Lied und die europäische Romanze in einer Sammelhandschrift vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Kultur der Emotionen im Epochenumbruch]

Sost., podgot. tekstov Larisa S. Soboleva, Ol'ga A. Michajlova.

Ekaterinburg: Izdat. UrFU, 2017. 649 S., 25 Abb. = Biblioteka žurnala Quaestio Rossica. ISBN: 978-5-7996-2220-6.

Der Titel des Buches verweist bereits auf drei Eigenheiten des zu rezensierenden Bandes: Er stellt die Edition einer Handschrift dar, die erstens russische, der mündlichen Kultur zuzurechnende Volkslieder und der Schriftkultur angehörige Lieder präsentiert, zweitens im frühen 19. Jahrhundert entstand und drittens als Ausdruck der Gefühlskultur dieser Zeit betrachtet wird. Die Sammelhandschrift wurde von Larisa Soboleva, Professorin für mündliche altrussische und Volksliteratur an der El'cin-Ural-Universität in Ekaterinburg, in der dortigen Bibliothek entdeckt und gemeinsam mit der an derselben Universität lehrenden Ol'ga Michajlova ediert. Soboleva hat auch das Vorwort und das Nachwort verfasst, das eine Untersuchung über die Interaktion traditioneller russischer und neuer europäischer Traditionen auf der russischen „Landkarte der Gefühle“ der provinzstädtischen Mittelschicht jener Zeit am Beispiel der Sammelhandschrift darstellt. Titelblatt, Inhalts- und Abbildungsverzeichnis sowie das Vorwort sind in einer russischen und englischen Fassung abgedruckt, dem ausführlichen russischen Nachwort folgt seine gekürzte englische Zusammenfassung. Die Liedtexte, die von Ol'ga Michajlova verfasste paläographische Beschreibung der Handschrift und ein Teil der Register sind nur auf Russisch wiedergegeben.

Der Band ist gegliedert in Vorwort, Liedtexte, Nachwort und einen Anhang, der neben der „Beschreibung der Sammelhandschrift“ (S. 582–604) Register der jeweils kurz annotierten Personen- und Ortsnamen, der Liedanfänge, ein „Wörterbuch“ veralteter Ausdrücke, sowie je ein Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen, der Forschungsliteratur und der Abbildungen umfasst.

Das Vorwort Sobolevas führt in die Edition der Sammelhandschrift ein und stellt zunächst die Prinzipien ihrer Wiedergabe im Druck vor. Die Lieder wurden nicht in der in der Handschrift gegebenen Reihenfolge abgedruckt, sondern von den Herausgeberinnen nach thematischen, meist weiter untergliederten Abteilungen geordnet: 1) „Kriegs- und patriotische Lieder“, weiter untergliedert in „Russische Armeelieder“ (5 Texte), „Soldatenlieder und Siegeshymnen“ (11 Texte) und „Kosakenlieder“ (8 Texte); 2) „Tanz- und komische Volkslieder“ mit den dieser Überschrift entsprechenden Unterabteilungen aus je 36 bzw. 7 Texten; 3) „Lyrische Volkslieder über Liebe und Schicksal“, die sich gemäß der Genderzugehörigkeit ihrer jeweiligen Sprecher resp.

Sprecherinnen in „Männerlieder über das Schicksal“ (7 Texte), „Männerliebe im Volkslied“ (11 Texte), „Weibliches Liebesleid“ (8 Texte) und „Verrat und Trennung im weiblichen Schicksal“ (17 Texte) aufteilt. Es folgen Lieder der Schriftkultur über die Liebe: 4) „Männliche Liebeserfahrungen in der Schriftpoesie“, die weiter unterteilt ist in „Freuden“ (43 Texte) vs. „Verlust der Liebe“ (26 Texte); 5) die analog dazu untergliederte Abteilung „Weibliche Liebeserfahrungen in der Schriftpoesie“ (34 bzw. 14 Texte); 6) „Liebe in der Schriftpoesie“, welche die Unterabteilungen „Liebesdialoge“ (7 Texte), „Liebesbilder“ (7 Texte) und „Pastoralen“ (8 Texte) umfasst. Zum Schluss folgen die beiden nicht untergliederten Abteilungen 7) „Gratulationslieder“ (4 Texte) und 8) „Lieder [d. h. Arien] aus Theaterstücken, literarischen Werken“ (13 Texte). Wie bereits die Titel der einzelnen Abteilungen und Unterabteilungen erwarten lassen, ist die Zuordnung der Lieder zu diesen nicht immer eindeutig – die Titel der Abteilungen und Unterabteilungen überschneiden sich inhaltlich vielmehr recht häufig, und zwar sowohl bei den Armee- und Soldatenliedern wie bei den Liebesliedern.

Die Liedtexte sind in der Orthographie der Handschrift abgedruckt worden, wobei nur sinnentstellende Schreibfehler durch die Herausgeberinnen korrigiert wurden. In solchen Fällen führt eine Fußnote die originale, fehlerhafte Schreibweise an. Angaben zu den Verfassern der Lieder fehlen in der Handschrift; wenn diese von den Herausgeberinnen ermittelt werden konnten, sind sie in eckigen Klammern vor dem jeweiligen Titel ergänzt worden. Zu jedem Lied ist die Blattnummer der Handschrift angegeben. Die Wiedergabe der Liedtexte erfolgt mit den ihnen in der Handschrift gegebenen Titeln, unter denen bei den Volksliedern allgemeine Bezeichnungen wie „Voennaja“, „Temničnaja“, „Ljubovnaja“ oder „Prostonarodnaja“ („Kriegs[lied]“, „Gefängnis[lied]“, „Liebes[lied]“, „Volks[lied]“) dominieren. Zum Teil sind die Überschriften durch eine Angabe zur Gesangsweise ersetzt, wie z. B. „Golos nežnoj i prijatnoj“ (S. 348; „zarte und angenehme Stimme“), „Golos gromkoj“ (S. 42; „laute Stimme“) oder „Golos protjažnoj“ (S. 212; „getragene Stimme“). In einigen Fällen sind Titel und Gesangsweise angegeben, in anderen wird auch auf die Melodie eines anderen Liedes als Vorbild hingewiesen. Es erscheinen aber auch spezifische Titel, von denen ein besonders markantes Beispiel angeführt sei: Hier sind neben dem Titel „Avangardnaja pesnja“ (S. 61; „Lied der Vorhut“) auch die Notiz „Na golos ‚Veselaja v čistom pole...‘“ („Auf die Melodie ‚Fröhlich auf freiem Feld...‘“) sowie der Ort und die Zeit der Entstehung des Liedes angegeben: „Sočinena vo vremja komandovanija avangardom glavnoj armii grafom Michajlom Andreevičem Miloradovičem v Bunzlaut [sic!] marta 16-go 1813-go goda“ („Verfasst, als Graf Michail Andreevič Miloradovič die Vorhut der Hauptarmee befehligte, in Bunzlaut [sic!] am 16. März 1813“). Als Verfasser konnte der Offizier und Dichter Fedor N. Glinka ermittelt werden, der, wie eine Fußnote zum Text informiert, zu dieser Zeit persönlicher Adjutant Miloradovičs war.

Wie Soboleva im Vorwort darlegt, geht sie von der Annahme aus, dass nicht nur die historischen Ereignisse, die Entwicklung des Städtebaus, des Verkehrs und der Wirt-

schaft die Geschichte eines Volkes ausmache, sondern dass diese auch einen anderen Aspekt aufweise, nämlich denjenigen einer epochenspezifischen Ausprägung gelebter Emotionen, die sich u. a. in den Liedern der betreffenden Epoche ausdrücken. Sie wählt damit einen, für die russische geisteswissenschaftliche Forschung neuen, kulturanthropologischen Zugang zur Aufschlüsselung des in der Handschrift gebotenen Materials. Nach einem kurzen Überblick über die Anfänge der Geschichte der Liederhandschriften, -sammlungen und -bücher in Russland im 17. und 18. Jahrhundert geht sie näher auf die Situation zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein, als die Schulbildung breitere Schichten, angefangen von den mittleren militärischen Rängen und Zivilbeamten über Kaufleute, Händler und Handwerker bis zu Teilen der Dienerschaft und neben den beiden Hauptstädten auch die Provinz erfasste. Die vorliegende Sammelhandschrift, deren ursprünglicher Einband zusammen mit dem Titelblatt und den ersten zwei Seiten verloren ging, ist nach Maßgabe der Wasserzeichen des Papiers und ihren Inhalten wahrscheinlich in den Jahren nach 1814 von drei Personen, deren Handschriften sich deutlich unterscheiden lassen, zusammengestellt worden. Wer die drei Personen waren und in welchem Kreis bzw. für welchen sie agierten, geht aus den erhaltenen Blättern nicht hervor; Soboleva vermutet eine Gruppe von Bergbau- und Fabrikangestellten im Ural, die als Offiziere am Vaterländischen Krieg gegen Napoleon 1812–1813 teilgenommen hatten. Diese Annahme erscheint aufgrund des Aufbewahrungsortes der Handschrift und der Zusammensetzung ihrer Texte durchaus plausibel. Unsicher ist auch die Funktion der Handschrift: Diente sie als Liederbuch für einen Singkreis oder als Lyrikband zu Vortrag und privater Lektüre?

Der Band kann als ein Zeitzeugnis gelten. Dafür spricht, wie Soboleva überzeugend argumentiert, die Zusammensetzung seiner Texte: Er enthält weder kalendarische noch Hochzeitslieder, keine syllabischen Verse, Kirchenlieder oder Bylinen, die in den Lieder-sammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts noch sichtbar vertreten waren. Stattdessen verzeichnet er Armee-, Soldaten und Kosakenlieder sowie Tanz- und komische Lieder; ein Hauptgegenstand ist auch die Liebe. Ferner stehen hier Volkslieder neben Liedern der Schriftkultur („knižnaja poëzija“), u. a. mit Romanzen, wobei von den insgesamt 263 Liedern 103 der Volksdichtung, die verbleibenden 160 der Schriftpoesie zugeordnet werden. Da die Namen der Autoren in der Handschrift nirgends angegeben sind, mussten diese ermittelt werden; den Herausgeberinnen gelang es, 27 Autoren zu identifizieren, die mit jeweils ein oder zwei, in Einzelfällen mit drei bis vier, in einem Fall auch mit sechs Texten, insgesamt mit 53 Texten, in die Sammlung eingingen. Bei den Autoren handelt es sich meist um Vertreter der in den 1790er bis 1810er Jahren aktuellen Richtungen des Sentimentalismus und des (Neo-)Klassizismus wie z. B. N. M. Karamzin, I. I. Dmitiriev und A. F. Merzljakov, es sind aber auch Autoren des 18. Jahrhunderts, angefangen von M. V. Lomonosov über M. M. Cheraskov bis hin zu G. R. Deržavin vertreten. Etwa zwei Drittel der als schriftkulturell markierten Texte sind anonym geblieben.

Wenn die Aussagekraft der versammelten Liedtexte für eine Geschichte der Emotionen dieser Zeit im Vorwort noch eher thesenartig einfach behauptet wird, so werden Zweifel durch das Nachwort entkräftet. Dieses untersucht systematisch die oben genannten einzelnen Liedergruppen im Hinblick auf die dort entworfenen Emotionen und ihre Kodierung in Volks- und schriftkulturellem Lied. Dabei kann die Herausgeberin deutliche Unterschiede herausarbeiten. Während z. B. das Soldatenlied den Kosaken als tapferen Kämpfer („kazak udaloj“) und den zum Militärdienst eingezogenen Rekruten als jungen Mann („mólodec“) präsentiert, der trauert, weil er aus seinem Dorf und Lebenskreis herausgerissen wurde, zeichnen die schriftkulturellen Lieder patriotische Gefühle für Zar und Vaterland, die Euphorie der Schlacht und des Sieges sowie die Trauer um gefallene Kameraden. Wenn im Volkslied das traditionell gezeichnete schöne Äußere des oder der Geliebten (schwarze Brauen, schwarze Augen, schlanke Gestalt) die Liebe erweckt, so spielt das Äußere für die meist im Geiste und Stil des Sentimentalismus geschriebenen schriftkulturellen Texte keine Rolle; hier wird vielmehr allein auf die inneren Werte des oder der Geliebten, auf demonstrative Empfindsamkeit, auf die Fähigkeit zum Mitfühlen mit anderen abgestellt.

Die ästhetisch sehr ansprechend edierte Liederhandschrift wird überzeugend als eine Quelle vorgestellt, die gleich zweierlei zu leisten vermag: Einerseits dient sie als Beispiel für die Verbreitung neuer, europäischer Emotions- und Verhaltenskonzepte sowie für den sprachlichen Ausdruck, den diese in der städtischen Mittelschicht der bisher wenig erforschten russischen Provinz fanden. Andererseits belegt sie den Übergangscharakter der Zeit um 1800 im ambigen Nebeneinander von traditionellen Volksliedern und Vers-
texten aus der älteren wie der zeitgenössischen literarischen Hochkultur. Aus dieser Perspektive betrachtet, ist der Band als unikales Zeugnis seiner Zeit und Art von großem Interesse für die kultur-, literatur- und musikgeschichtliche sowie die ethnographische Forschung.

ULRIKE JEKUTSCH
Greifswald

Bálint Varga

The Monumental Nation. Magyar Nationalism and Symbolic Politics in Fin-de-siècle Hungary

New York, Oxford: Berghahn, 2016. XII, 286 S., 20 Abb., 11 Tab., 1 Kte.
= Austrian and Habsburg Studies, 20. ISBN: 978-1-78533-314-9.

Die Beschreibung Ungarns als „monumentale Nation“ ist auf den ersten Blick einleuchtend. Das Stadtbild Budapests mit dem neogotischen, dem Westminster Palace nachempfundenen Parlamentsgebäude oder der im monumentalen Heldenplatz (Hősök tere) mündenden Andrassy-Straße erhebt Großmachtansprüche. Die Unverhältnismäßigkeit dieser Symbolik angesichts der heutigen Staatsgröße teilt die Stadt beispielsweise mit Wien. Im Gegensatz zur österreichischen Hauptstadt stellte die Symbolpolitik Ungarns aber eher den Repräsentationsversuch eines großspurigen Parvenüs dar als den Ausdruck echter Macht. Diesen Schluss legt zumindest Bálint Vargas Buch nahe, das mit dem Satz endet: „The central will of the Hungarian government was able to put Prince Árpád above the city, but did not manage to bring him down to its streets.“ (S. 236) Er argumentiert, dass die Symbolpolitik der Regierung nur an solchen Orten erfolgreich sein konnte, an denen die Bevölkerung die Magyarisierung mittrug. Vargas Untersuchungsgegenstand sind die monumentalen Árpád-Denkmäler, die im Rahmen der Millenniumsfeierlichkeiten von 1896 in sieben Provinzstädten und -dörfern errichtet wurden. Es geht ihm um die Frage, wie erfolgreich die nationalpolitische Symbolik in der Provinz war, weit weg vom Pomp der Hauptstadt.

Auf Initiative des Nationalaktivisten und Historikers Kálmán Thaly wurden die Denkmäler an herausragenden Orten entlang der Grenze des Landes errichtet, im Westen in Dévény/Theben/Devín bei Pressburg, im Norden in Nyitra/Nitra/Neutra, im Nordosten in Munkács/Mukatschewo, im Südosten in Brassó/Kronstadt/Braşov und im Süden in Zimony/Semlin/Zemun. Zwei Denkmäler gab es auch im Landesinneren, in Pannonhalma im Komitat Raab und in Pusztaszer bei Szeged. Varga gibt der Beschreibung der nationalpolitischen Entwicklungen in diesen Orten viel Raum – der zweite Teil der Monographie („Cities“) nimmt beinahe die Hälfte des Buches ein. Er führt nicht nur vor Augen, wie ethnisch vielfältig das Königreich Ungarn war, sondern veranschaulicht vor allem auch die ungleiche Entwicklung des populären Nationalbewusstseins in verschiedenen Teilen des Königreichs. Diese Entwicklung verlief – anders als es Nationalismustheoretiker wie Ernest Gellner nahelegen – keineswegs immer parallel zur Modernisierung. In der deutschsprachigen bürgerlichen Elite in Pressburg gab es kaum nationale Bestrebungen, obwohl die Stadt zu den wirtschaftlich fortschrittlichsten Teilen des Landes gehörte. Bis 1918 verteidigten die Pressburger ihren ungarländischen Patriotismus. In Kronstadt dagegen ließen die traditionellen Rechte der Siebenbürger Sachsen sowie die parallel zu den Sprachgruppen verlaufenden

konfessionellen Gruppen sehr früh ein Nationalbewusstsein unter den ansässigen Ungarn, Deutschen und Rumänen entstehen.

Dementsprechend unterschiedlich gestaltete sich die Rezeption der Denkmäler. Die Millenniumsfeierlichkeiten sollten den Vorrang der ungarischen Staatsdoktrin manifestieren, nach der Ungarn eine liberale und einheitliche Nation war, in der die nationalen Minderheiten nur eine untergeordnete, volkstümliche Rolle spielten. „[T]he millennial celebrations created the illusion that Hungary had always been a Magyar nation-state, so the festivities were a direct challenge to the very existence of the non-Magyar nations of Hungary“, schreibt Varga (S. 161). Die deutschen und rumänischen Kronstädter sahen sich von dem Árpád-Denkmal, das hoch über der Stadt auf dem Berg Zinne thronte, in ihrer Identität bedroht. Nachdem es mehrmals von Aktivisten beschädigt wurde, musste es mit einem Zaun geschützt werden. Als Antwort errichteten lokale Akteure eine Statue des Reformators Johannes Honterus. Für die Pressburger hingegen war die Errichtung der monumentalen Árpád-Statue – auf der Burgruine Theben nach Österreich gewandt – relativ unstrittig, blieb jedoch „on the margin of their world, being constructed outside the city, financed by the central government, and carved by a Budapest sculptor“ (S. 217). Auch in Neutra wurde das Denkmal allgemein recht positiv rezipiert, hatte aber in der Folgezeit kaum Einfluss auf das Stadtleben. Am erfolgreichsten waren die Denkmäler wohl in Munkács und Pusztaszer. Im ersten Fall konnte der Árpád-Mythos relativ einfach in die Lokalgeschichte integriert werden, da die Magyaren am Werekjy-Pass bei Munkács erstmals die Karpaten überquert hatten. In Pusztaszer war das Denkmal in rein ungarischsprachigem Gebiet auf freies Feld gestellt worden und entwickelte sich in der Folgezeit zum Mittelpunkt eines archäologischen Parks. Die Denkmäler waren als staatliche Initiative kaum an örtliche Gegebenheiten angepasst. Varga beschreibt die Nutzung und das Nachleben der einzelnen Denkmäler als „rather accidental“ (S. 232). Die fünf Grenzdenkmäler, die sich nach 1919 außerhalb Ungarns befanden, wurden abgerissen oder im Falle Kronstadts durch ein Gewitter zerstört. Eine nachhaltige Wirkung entfaltete nur das Denkmal in Pusztaszer.

Die Stärke von Vargas Buch ist es, örtliche Gegebenheiten differenziert zu betrachten. Er kann dabei auf eindrucksvolle Sprachkenntnisse zurückgreifen und wertet Quellen auf Ungarisch, Deutsch, Slowakisch, Tschechisch, Serbisch/Kroatisch und Rumänisch aus, die sich in Archiven im heutigen Ungarn, der Slowakei, der Ukraine, Kroatien, Serbien und Rumänien befinden. Dadurch entwirft er eine kollektive Lokalgeschichte der Nationalisierung Ungarns zur Jahrhundertwende, die teilweise weit über Symbolpolitik hinausgeht. Die Árpád-Denkmäler werden eher zum Aufhänger, anhand derer ein Kaleidoskop des *Fin de Siècle* in der ungarischen Provinz entsteht. Manchmal fehlt dem Text jedoch der letzte analytische Schliff. Varga wirft Fragen auf, auf die er dann nicht genauer eingeht. Warum wurde trotz der Bedeutung der Denkmäler für das Millennium mit Gyula Berczik ein unbekannter Architekt mit der Gestaltung der Denkmäler betraut, sodass sie in ihrer „artistic quality [...] rather mediocre“ blieben

(S. 178)? Warum war gerade das Denkmal in Zemun „the most impressive and the most expensive” (S. 201)? Wie passt dazu seine Beschreibung des Thebener Denkmals: „[N]owhere was the depiction of the Hungarian independence stronger than at the inner border of the Austro-Hungarian Monarchy“ (S. 179)? Die wiederholte Behauptung Vargas, dass die Pressburger Identität problemlos mit dem ungarländischen Nationalismus vereinbar war, scheint mir zumindest fragwürdig. Die Forschung zur Nationalisierung Pressburgs (z. B. von Elena Mannová und Eleonóra Babejová) zeigt eher das prekäre Nebeneinander der beiden Narrative. Der Bau der elektrischen Eisenbahn nach Wien im Jahre 1914 gegen den erbitterten Willen der ungarischen Nationalisten veranschaulicht, wie geschickt die deutschsprachige bürgerliche Elite es verstand, gleichzeitig ihre Interessen durchzusetzen und sich als ungarische Patrioten darzustellen. Die Budapester Elite sah Pressburg dagegen immer mit Skepsis.

Insgesamt zeigt Vargas Buch eindrucksvoll die Macht der symbolischen Magyarisierungspolitik, aber auch ihre Grenzen. Die staatlich verordnete Politik war nicht auf die örtlichen Gegebenheiten angepasst und entfaltete ihre volle Wirkung nur in Pusztaszer und teilweise (bis 1919) in Munkács. Sonst trug sie zu einer Zuspitzung der nationalen Konflikte bei (etwa in Kronstadt) oder wurde außerhalb der ungarischen Nationalbewegung größtenteils ignoriert (in Theben, Neutra und Semlin).

FELIX JESCHKE
München

Reinhold Vetter

**Polens diensteifriger General. Späte Einsichten des Kommunisten
Wojciech Jaruzelski**

Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2018. 410 S. ISBN: 978-3-8305-3861-5.

General Wojciech Jaruzelski gehört, sicherlich nicht nur aus der Perspektive der gegenwärtigen polnischen Politik, zu den unbeliebtesten polnischen Politikern des 20. Jahrhunderts, war er doch verantwortlich für die Verhängung des Kriegsrechtes 1981. Nichtsdestoweniger stellt seine politische Biografie einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts dar. 1923 wurde er in einer adligen Familie geboren und in den Traditionen des konservativ-nationalistischen Landadels in der Zwischenkriegszeit erzogen, die er schließlich infolge seiner Erfahrungen nach der Deportation nach Sibirien und der sich durch die Beteiligung an der Anders-Armee rasch ergebenden militärischen Karriere vergessen lernte.

Reinhold Vetter, Journalist und langjähriger Polen-Berichterstatter, hat mit dem hier anzuzeigenden Werk die erste deutschsprachige, wissenschaftlich erarbeitete Biografie des „dienstefrigen Generals“ Jaruzelski vorgelegt. Ausgangspunkt und Grundlage seiner Darstellung sind neben ausführlichen Archiv- und Bibliotheksrecherchen die Erinnerungen und Schriften Jaruzelskis, die 1993 und vor allem nach seinem Tod 2012 publiziert worden sind, weshalb er als Untertitel „Späte Einsichten des Kommunisten Wojciech Jaruzelski“ gewählt hat. Das Buch hat Vetter chronologisch und nach den jeweiligen biografisch-politischen Zäsuren im Leben Jaruzelskis gegliedert: zuerst die Kindheit und Jugend, dann die „dramatischen Erfahrungen“ (S. 38) in der Sowjetunion während seiner Deportationszeit in Sibirien bis zum Eintritt in die Anders-Armee. Sein Dienst in ihr sowie die Rückkehr nach Polen in den beiden letzten Kriegsjahren bildeten eine wichtige Grundlage für die rasante militärische Karriere unter dem kommunistischen Regime. Die weiteren Kapitel verbinden einen geschichtlichen Abriss der Volksrepublik Polen mit seinem Werdegang: die ersten Nachkriegsjahre, Jaruzelskis steiler Aufstieg im Stalinismus, die Ereignisse des Jahres 1956, die Ära Gomułka, die Arbeiterproteste 1970, die Ära Gierek, in der er das „Gesicht des Militärs“ (S. 232) geworden sei, und schließlich die Jahre des „polnischen Karnevals“ (S. 254), also der Streikwelle der Jahre 1980/81, die Verhängung des Kriegsrechts und die folgenden „tristen“ Jahre. Das abschließende Kapitel hinterfragt ihn als „Held des Rückzugs“, beleuchtet also die Phase der einsetzenden politischen „Wende“ durch den Runden Tisch und seinen diesen Prozess abschließenden Rücktritt 1990. Abschließend würdigt Vetter noch Jaruzelskis publizistische Tätigkeit nach 1990 und geht knapp auf seine letzten Lebensjahre ein. Wie der Titel andeutet, folgte Jaruzelski seiner Berufung – der Militärlaufbahn – und übernahm pflichtbewusst – „dienstefrig“ – schließlich auch die Funktionen des Staats- und Parteichefs, während er sein Privat- und Familienleben gleichsam hintanstellte.

Die grundsätzlich sehr flüssig und gut lesbar geschriebene Biografie lässt Jaruzelskis biografische Entwicklung, d. h. seine militärisch-politische Karriere, geradezu zwangsläufig in den Jahren als Staats- und Parteichef kulminieren. Vetter betont dabei, dass es Jaruzelski erfolgreich gelungen sei, seine Herkunft, die eigentlich diese Karriere ausschloss, zu vertuschen. Seine Fähigkeiten, sich in Zweifelsfällen und während Zäsuren zwar linientreu-loyal, zugleich aber biegsam und mit einem gewissen Beharrungsvermögen zu verhalten und sich notfalls sich ändernden politischen Konstellationen rasch und effektiv anpassen zu können, führte zu einem bruchlosen Aufstieg zum jüngsten polnischen General der Nachkriegszeit, dann zum Verteidigungsminister und schließlich bis zum Staats- und Parteichef. Charakteristisch für dieses Verhalten ist etwa die Darstellung seiner Teilnahme am katholischen Begräbnis seiner Mutter, als er im Anzug und nicht in Uniform vor der Kirche den Gottesdienst abgewartet habe. Diese Episode stellt in der Biografie neben der Schilderung der Jugendjahre und der Zeit der Deportation eine der wegen Einblicke in das Privatleben Jaruzelskis dar. Über die

Charakterisierung als „dienstefrig“ stellt Vetter Jaruzelskis Dienstethos als Generaltugend dar, sodass sein Werdegang als eine Reihe logisch aufeinander folgender Entwicklungsschritte erscheint. Vetter erklärt Jaruzelskis Verhalten immer wieder und lässt damit eine Sympathie zu ihm bzw. seinem Handeln erkennen, auch wenn sich der Autor stets bemüht, es nicht an der gebotenen wissenschaftlichen Distanz fehlen zu lassen. Wie sonst ließe sich die Charakterisierung Jaruzelskis als „loyaler Staatspräsident“ (Kap. 13) erklären? Hierin wird ein letztlich methodisches Grundproblem politischer Biografien deutlich: die Gefahr einer mangelnden Distanz des Autors zur untersuchten Person und eines daraus folgenden übergroßen Verständnisses für deren Handeln infolge des intensiven Studiums persönlich argumentierender und rechtfertigender Ego-Quellen.

Bewirbt das Buchcover diese Biografie als „wissenschaftlich“, so ist zunächst festzuhalten, dass der Anmerkungsapparat – und letztlich auch die archivalischen Bestandsverweise in der Bibliografie – durchaus noch ausbauwürdig sind. Der teilweise recht sparsame Umgang mit Annotationen verweist auf die eigentliche Zielgruppe der Biografie: ein an Polen interessiertes, breiteres Publikum. Aus diesem Grunde sind die jeweiligen Kontextualisierungen sehr umfangreich und detailreich verfasst worden. Zugleich aber muten sie einer unkundigen Leserschaft viel zu, indem häufig zahlreiche Personen genannt werden – z. B. bei der Gründung des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter (poln.: Komitet Obrony Robotników; KOR) (S. 246) –, ohne dass ihre Funktionen oder Tätigkeiten sowie ihre Beziehungen zu Jaruzelski ausreichend erläutert werden. Wünschenswert wäre es daher auch gewesen, wenn es dem Verfasser gelungen wäre, die zahlreichen, für sich „sprechenden“ Zitate noch klarer analytisch zu durchdringen und in die Darstellung einzubetten. Ein Beispiel hierfür ist Jaruzelskis „eigene, reichlich späte Selbstkritik“ (S. 210), die Vetter mit einem langen Zitat aus Jaruzelskis Memoiren *Aus meinem Leben* (1993) untermauert, wobei Vetter aber offenlässt, welche Schlüsse er daraus für die Person und den Charakter Jaruzelski zieht.

Wenn sich die Rezensentin auch gezwungen sieht, diese Kritikpunkte hier anzumerken, so soll dennoch das Verdienst der vorliegenden Biografie Jaruzelskis dadurch nicht grundlegend geschmälert werden: Als detailgesättigte Studie wird sie bei zukünftigen historischen Analysen zur Geschichte der VR Polen zur Kontextualisierung herangezogen werden müssen, da sie zahlreiche Erkenntnisse und Erklärungen zum Aufstieg und zur Persönlichkeit des letzten polnischen Staats- und Parteichefs des sozialistischen Regimes liefert.

HEIDI HEIN-KIRCHER
Marburg/Lahn

Heinrich von Vossler

Na vojne pod napoleonovskim orlom – Unter Napoleons Adler im Krieg. Dnevnik (1812–1814) i memuary (1828–1829) vjurtembergskogo oberlejtjananta Genricha von Fosslera – Tagebuch (1812–1814) und Erinnerungen (1828–1829) des württembergischen Oberleutnants Heinrich von Vossler

Izd. V. Merle. Perevod s nem. Ju. V. Korjakov. Red. D. A. Sdvižkov – Hrsg. von Wolfgang Mährle. Übersetzung ins Russische Jurij Korjakov. Redaktion Denis A. Sdvižkov. Moskva: NLO, 2017. 466 S., 28 Abb., 2 Tab.
= Archivalia Rossica. ISBN: 978-5-4448-0568-8.

Die vom Deutschen Historischen Institut Moskau betreute Reihe *Archivalia Rossica* bringt Erstausgaben deutschsprachiger Quellen mit Russlandbezug jeweils im Original und in russischer Übersetzung. In dem hier vorzustellenden zweiten Band der Reihe sind zudem Einleitung und Apparat in deutscher und russischer Sprache abgedruckt. Das Tagebuch und die Erinnerungen des württembergischen Kavallerieoffiziers Heinrich von Vossler (1791–1848) befinden sich heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und wurden für diese Ausgabe von dessen Mitarbeiter Wolfgang Mährle ediert. Während Vosslers Memoiren bislang nur in englischen, italienischen und französischen Übersetzungen vorlagen, wird das Tagebuch überhaupt erstmals publiziert. Es ist im Original verschollen, liegt aber in einer offenbar authentischen, etwa zeitgleich mit den Memoiren entstandenen und mit diesen zusammen eingebundenen Abschrift vor. Die deutsche Textfassung ist textkritisch und behält sämtliche dialektalen und idiosynkratischen Schreibweisen bei. Zur Orientierung sind ein Personen- und ein Ortsnamensverzeichnis in tabellarischer Form angehängt; letzteres führt Vosslers bei ostmittel- und osteuropäischen Orten teils sehr eigenwillige – offenkundig an das Polnische angelehnte – Schreibungen sowie die heutigen deutschen und russischen Namen samt administrativer Zugehörigkeit auf. Sehr nützlich sind auch die auf den Vorsatzpapieren – je einmal in russischer und in deutscher Sprache – abgedruckten Karten, die Vosslers Itinerare der Jahre 1812/13 und 1813/14 nachvollziehbar machen. Zur Illustration ist eine Auswahl der Aquarelle aus den Kriegserinnerungen der württembergischen Offiziere Christian von Martens und Christoph Ludwig von Yelin beigegeben, die 1812 einem anderen Korps der Grande Armée zugeteilt waren als Vossler und daher größtenteils nicht die Orte und Geschehnisse zeigen, von denen dieser berichtet.

Die Einleitung des Herausgebers bietet zunächst einen kurzen Abriss sowohl über die Situation Württembergs in den Napoleonischen Kriegen als auch über die Vorgeschichte und den Verlauf der Feldzüge von 1812 bis 1814. Durch Mediatisierung und Säkularisierung erfuhr das Herzogtum 1802/03 eine Erweiterung um ca. 2 250 km² („Neuwürttemberg“), 1803 seine Erhebung zum Kurfürstentum und letztendlich beim

Frieden von Preßburg 1805 seine Aufwertung zum Königreich. Bis 1810 wuchs sein Territorium von ursprünglich 9 500 auf 19 500 km²; im selben Zeitraum wuchs seine Bevölkerung von 620 000 auf 1,3 Millionen Einwohner. Dafür zahlte Württemberg einen hohen Preis, denn 1805, dann als Rheinbundmitglied 1809 und schließlich 1812 musste es große Kontingente für die Grande Armée bereitstellen, ohne an Napoleons kriegerischen Unternehmungen ein eigenes politisches Interesse zu haben. Für den Russlandfeldzug von 1812 stellte Württemberg 15 800 Mann, von denen ganze 500 in die Heimat zurückkehrten. Im Frühjahr 1813 zogen von der durch eilige Konskribierung wieder auf 24 000 Mann aufgestockten württembergischen Armee 11 600 ein letztes Mal für Napoleon ins Feld, von denen wiederum nur 1 200 überlebten. Allein der Wechsel Württembergs ins Lager der antinapoleonischen Koalition Ende Oktober/ Anfang November 1813 versetzte das Königreich in den Stand, beim Wiener Kongress seinen politischen Status und seine Landgewinne zu wahren.

Von württembergischen Teilnehmern des Feldzugs von 1812 sind immerhin 25 Kriegserinnerungen überliefert; die meisten davon stammen naturgemäß von Offizieren und Militärärzten, wurden teils lange nach den Ereignissen niedergeschrieben und häufig erst posthum veröffentlicht. Vosslers Memoiren stechen dadurch hervor, dass sein Tagebuch überliefert ist, das ihm bei der Niederschrift der Memoiren als Erinnerungsstütze diente. Da Vossler dazu keine expliziten Angaben macht, sind mögliche weitere Quellen unklar, insbesondere eventuelle Kontakte zu anderen Kriegsteilnehmern. Bis 1828 waren nur wenige Erinnerungen württembergischer Veteranen veröffentlicht. Mährle hält es aber für naheliegend, dass Vossler die bis dahin gedruckten militärgeschichtlichen Darstellungen zu den Jahren 1812–1814 herangezogen hat, insbesondere das 1824 auf Französisch und bereits 1825 in deutscher Übersetzung erschienene Werk des Philippe-Paul Comte de Ségur, das rasch Verbreitung fand.

Heinrich August Gottlieb Vossler stammte aus einer im südwürtembergischen Tuttlingen ansässigen bürgerlichen Familie. Da ihm ein königlicher Erlass das Studium verwehrte, entschloss er sich als Siebzehnjähriger für die militärische Laufbahn. Seit 1810 diente er als Subalternoffizier im Kavallerieregiment Nr. 3 Jäger Herzog Louis, das 1812, anders als das Gros der württembergischen Truppen, zur Kavalleriereserve der Grande Armée unter Joachim Murat detachiert wurde. Der Marsch vom Garnisonsort Riedlingen begann am 17. Februar 1812 und führte Vosslers Regiment über Sachsen, Brandenburg, Schlesien, das Herzogtum Warschau und die bei den Teilungen Polens an Russland gefallenen Gebiete bis zum Schlachtfeld von Borodino, auf dem Vossler einen Prellschuss am Kopf erhielt. Wegen dieser Verwundung machte er den letzten Abschnitt des Marsches bis Moskau nicht mehr mit, sondern trat nach kurzem Lazarettaufenthalt den Rückzug über die Beresina und Wilna bis Danzig an und gelangte von dort zum Sammelplatz der Württemberger in Inowrazlaw (Inowroclaw in Kujawien). Von dort reiste er bis Mitte Januar 1813 zurück nach Stuttgart, wo er zum Oberleutnant befördert wurde. Trotz seiner durch Verwundung, Entbehrungen und eine hartnäckige

Durchfallerkrankung schwer beeinträchtigten Konstitution wurde er direkt zu seinem im Wiederaufbau befindlichen Regiment zurückbeordert und mit diesem auf den sächsischen Kriegsschauplatz geschickt, auf dem er aber bereits am 11. Mai 1813 von Kosaken auf einem Erkundungsritt bei Schwepnitz gefangenengenommen wurde, ohne an bedeutenderen Gefechten teilgenommen zu haben. Die Kriegsgefangenschaft führte ihn wieder über das Herzogtum Warschau bis nach Černigov (Černihiv, heute nördliche Ukraine); der Seitenwechsel Württembergs bewahrte ihn vor der weiteren Verschickung nach Osten. Nach anstrengender Fahrt gelang Vossler bis März 1814 die erneute Rückkehr nach Schwaben, wo ihm zusammen mit dem Ritterkreuz des württembergischen Militärverdienstordens der persönliche Adel verliehen wurde. Wegen seines schlechten Gesundheitszustands zunächst in das Invalidenkorps versetzt, wurde er auf eigenen Wunsch im Juli 1814 aus dem Militärdienst entlassen und schlug anschließend die Beamtenlaufbahn ein.

Vosslers Text teilt viele der typischen Eigenschaften zeitgenössischer Kriegsmemoiren: die mit Understatement verfasste Beschreibung von Atrozitäten, Kampfergebnissen, Verwundung, Krankheit und Tod; die sozialkonservative Gesinnung, die fast ausschließlich Offiziere und Personen der gehobenen Stände der namentlichen Nennung für wert befindet und einfache Soldaten und gemeines Volk in der Anonymität belässt; den stereotypischen Umgang mit Bevölkerungsgruppen, die nach einem einfachen, von den jeweiligen subjektiven Erfahrungen nur noch erhärteten moralischen Schema eingeteilt werden in erwerbstüchtige und aufrechte Sachsen, Ostpreußen und Russland-deutsche oder kultivierte, wenn auch verarmte polnische Adlige auf der einen Seite sowie schmutzige, geldgierige Juden, zu „Skaven“ degradierte und degenerierte, trunksüchtige polnische Bauern oder grausame Baschkiren und Kalmücken auf der anderen. Gelegentlich gesteht Vossler ein, wie rasch auch das eigene bürgerliche Verständnis von Sitte und Anstand im Krieg der Verrohung wich („Rasttag. Vergnügter Abend. Theure Rache an den Meubles wegen der Ungefälligkeit des Hauswirths.“ Tagebuch, Eintrag vom 15. April 1812, Frankfurt/Oder, S. 225). Neben solchen kulturgeschichtlichen wie psychologischen Einblicken liefern Vosslers Erinnerungen aber auch manchen sicher nicht allein für den Militärhistoriker interessanten Aufschluss beispielsweise über die damals noch bestehende ständische Solidarität, die gefangenen Offizieren Protektion und Privilegierung gegenüber den ungleich schlechter behandelten einfachen Soldaten verschaffte, oder auch über das in unterschiedlichem Maße freundliche bis gespannte oder feindselige Verhältnis zwischen Franzosen, Polen und Russen sowie zwischen den Soldaten und Zivilbevölkerungen der verschiedenen deutschen Staaten in den Wechselfällen der Befreiungskriege.

ANDREAS R. HOFMANN

Leipzig

Erasmus Zöckler

Theodor Zöckler und die ukrainische protestantische Bewegung

Herne: MOB, 2019. 218 S., Abb., 1 Kte. = Erinnerung und Biographie der Deutschen aus Polen, 10. ISBN: 978-3-923371-47-1.

Der Titel des vorliegenden Buches führt zwei Protagonisten auf: Zum einen Theodor Zöckler (1867–1949), Superintendent der Evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses in Polen und Großvater des Autors, zum anderen eine Gruppe ukrainischer Protestanten, die auf eine Bewegung in den 1920er Jahren zurückgeht. Diese Gruppe zählte im Jahr 1936 insgesamt 2652 Ukrainer (S. 204). Während zu Zöckler einige biographische Arbeiten vorliegen, geht es im hier rezensierten Werk vor allem um einen Teilaspekt seiner vielfältigen kirchlichen und sozialen Tätigkeit, nämlich um seine Sorge um ukrainische Protestanten in der heutigen Westukraine, seinerzeit zu Polen gehörig. Ziel der Darstellung ist es, wie im Vorwort formuliert, „an diese bemerkenswerte Erscheinung des Protestantismus in Ostgalizien, im heutigen Kleinpolen (Małopolska Wschodnia), der heutigen Westukraine, zu erinnern und die Forschung anzuregen, das Thema aufzugreifen“ (S. 9). Die reichhaltig beigegebenen Photographien aus dem Archiv des Autors vermitteln, wofür es diesem nicht weniger geht: um die Gläubigen selbst und ihr Gemeindeleben.

Bei den der Arbeit zugrundeliegenden Quellen handelt es sich vor allem um unveröffentlichte deutschsprachige Briefe, Karten, Tagebuchnotizen, Sitzungsprotokolle und ähnliche Materialien aus dem Familienarchiv des Autors, die dieser der Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek in Herne überlassen hat, um sie so der Öffentlichkeit zugänglich und für die Forschung verfügbar zu machen. Das in Galizien zurückgelassene Archiv Theodor Zöcklers haben sowjetische Truppen zerstört. Für Interessierte der osteuropäischen Geschichte sind sicherlich die zitierten internen Stellungnahmen von Hans Koch von Bedeutung, der – in Galizien geboren – nach einem Theologiestudium als Berater des Stabes der Heeresgruppe Mitte die deutsche Besetzung Galiziens ab 1941 miterlebte. Die verstärkte Einbeziehung insbesondere polnischer und ukrainischer Literatur regt der Autor in seiner Einleitung selbst an.

Die protestantische Bewegung setzte in der ukrainischen Bevölkerung Ostpolens zu Beginn der 1920er Jahre ein. Missionare aus den Vereinigten Staaten konnten Mitte der 1920er Jahre weitere Anhänger gewinnen. Ihre Tätigkeit wurde jedoch durch ein Predigtverbot für Ausländer, das die polnischen Behörden erließen, untersagt. In dieser Situation sicherte Zöckler den ukrainischen Protestanten die Hilfe seiner Kirche zu, die als inländische Institution nicht dem Predigtverbot unterlag, zugleich aber selbst auf materielle Unterstützung angewiesen war, weil sie es als ihre Aufgabe verstand, sich für die vielen Bedürftigen in der Region sozial zu engagieren. In der Folge wurde unter der Ägide Theodor Zöcklers innerhalb der Evangelischen Kirche Augsburgischen und

Helvetischen Bekenntnisses eine Organisationsstruktur für die ukrainischen Protestanten aufgebaut.

Diese organisatorische Tätigkeit, die Schaffung von für das Glaubensleben und die kirchliche Praxis der ukrainischen Protestanten notwendigen Voraussetzungen wie die Übersetzung von liturgischen Texten ins Ukrainische und die Erstellung einer Gottesdienstordnung sowie die Unterstützung der Suche nach internationaler Anbindung machen den Hauptteil der Darstellung aus. So wird quellennah der Ablauf des ersten ukrainischsprachigen Gottesdienstes am 12. April 1925 in Kolomea (ukr. Kolomyja; poln. Kolomyja) vorgestellt. Von den anwesenden acht Geistlichen waren sechs Männer aus der griechisch-katholischen Kirche konvertiert. Auch die innerkirchlichen Querelen zwischen Ukrainern im Raum Kolomea, die eine presbyterianische Richtung vertraten, und einer lutherischen Gruppe im Raum Stanislau (ukr. Ivano-Frankivs'k; poln. Stanisławów) werden skizziert. Der Versuch, die konfessionelle Spaltung, die sich auch an der Liturgiefrage entzündete, auf einer Konferenz in Stanislau und Kolomea 1926 beizulegen, war nur von kurzfristigem Erfolg gekrönt.

Der Aufbau ukrainischer Predigtstationen und die Bezahlung ukrainischer Theologen wurde erheblich durch die begrenzten finanziellen Ressourcen der Evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses in Polen behindert. Da diese nicht für alle konversionswilligen ukrainischen Geistlichen aufkommen konnte, mussten viele von ihnen abgelehnt werden. Beeindruckend ist die Aufzählung von Besuchen bei internationalen protestantischen Konferenzen, auf denen sich die ukrainischen protestantischen Gemeinden einer europäischen Öffentlichkeit vorstellten – so etwa bei der Weltkirchenkonferenz 1925, beim Lutherischen Weltkonvent 1929 in Stockholm, bei der Konferenz für kirchliche Hilfsaktionen in Basel 1929, der Tagung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen in Cambridge 1931 und bei weiteren Zusammenkünften.

Die dramatische Zeit zwischen 1939 und 1944, die vom Einmarsch der Wehrmacht und der Roten Armee in Polen und der mehrfachen Verlagerung der Weltkriegsfront geprägt war, kann hier – entsprechend der Kürze, mit der sie Erasmus Zöckler in seinem Buch abhandelt – sehr kurz zusammengefasst werden. Die erste sowjetische Besetzung Galiziens bedeutete die Verhaftung der deutschen und ukrainischen Geistlichen, die Ermordung eines Teils von Letzteren und die Umsiedlung der Galiziendeutschen in das Reichsgebiet. Überlebende ukrainische Pastoren und Gläubige wurden auch vom Evangelisch-lutherischen Missionswerk in Neuendettelsau aufgenommen.

Das wichtige Nachwort aus der Feder von Wolfgang Kessler rundet die Darstellung ab und bettet die Thematik noch einmal in die bestehende Historiographie ein. Zugleich wird auf weitere Archive und deren Bestände als Grundlage für zukünftige Forschungen über das Thema verwiesen.

Insgesamt vermittelt der Band gute Einblicke in das interethnische Zusammenleben von Deutschen, Ukrainern und Polen im Polen der Zwischenkriegszeit und in die Politik

des polnischen Staates gegenüber konfessionellen und ethnischen Minderheiten. Dabei zeigt sich, dass das Alltagsleben der ukrainischen Protestanten im Zwischenkriegspolen von erheblichen Schwierigkeiten geprägt war, da sie sowohl ethnisch wie konfessionell motiviertem Druck seitens ihrer Umwelt ausgesetzt waren. Darüber hinaus scheint gleichfalls die Einsicht auf, dass der Transfer von Wertvorstellungen und Glaubensinhalten so nachhaltig zu sein vermag, dass er auch dann, wenn die Träger des Transfers schon verschwunden sind, über einen langen Zeitraum hinweg bis in die Gegenwart hinein produktiv sein kann.

Forschungsperspektiven ergeben sich aus einer Reihe von methodischen Zugriffen, die der Band indirekt anbietet. Zu nennen sind hier erstens die Dynamiken der interkonfessionellen und interethnischen Kooperation, und zwar auf regionaler Ebene, europaweit und sogar im globalen Maßstab, zweitens die Kommunikationswege und Ausdrucksformen des Ideen- und Wertewandels, die sich hier im Fall der Gemeinschaft der ukrainischen Protestanten zeigen, drittens die langfristige Wirksamkeit konfessionell bedingter Wertvorstellungen und Glaubensinhalte und viertens die komplexe Situation von Minoritätenkirchen in transnationalen Grenzräumen – derzeit Thema verschiedener laufender Forschungsprojekte zur Geschichte des östlichen Europa.

KATRIN BOECKH

München / Regensburg